

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 52.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 22. December 1889. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern 4½ M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Anfang und Ende.

Novelle von Joh. von Neuf.

1.

**A**ls Sie reisen auch zum großen französischen Jahrmärkte, lieber Walter?" fragte ein grau-gekleideter Mann in den hohen Dreißigern, in Lagny in's Coupé steigend.  
Der Sprecher war eine echte Touristen-Physiognomie, der Angeredete ein schöner, blonder Mann, kräftig, bräunlich, aber doch durchgeistigt, anscheinend ein

den olympischen Spielen zu vergleichen, wie sie einst in Griechenland stattfanden. Damals galten die Wettkämpfe mehr den schönen Künsten, heute hat man mit Recht der die Welt beherrschenden Industrie gleichfalls ihre Tempel erbaut. Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit, — darum bin ich auch gekommen."

"Unsinn!" sagte der Rentier.

"Nun, Sie reisen doch auch?" lachte Wilhelm Walter.

"Langeweile des alternden Junggejellen! Wenn man, wie ich, den halben Erdball gesehen hat, betrachtet man sich zum Schluß auch einmal diesen Ameisenhaufen. Aber deshalb ärgere ich mich dennoch über jeden vernünftigen Deutschen, der es nicht vorzieht, drüben zu

Anderer schien leichtlebig und genussüchtig, ein „bon garçon“, wie man sie in Frankreich im höheren Bürgerstande massenhaft findet. Er hatte schwerlich die volle Bedeutung der Worte des Redners erfasst, aber er lächelte zustimmend dazu, gewohnheitsmäßig und verbindlich.

Die beiden Deutschen sahen einander verwundert an, Keiner von ihnen hatte eine Ahnung gehabt, daß die französischen Reisegenossen das deutsch geführte Gespräch verstanden hatten. Obgleich man gegenwärtig in den Schulen auf den deutschen Unterricht großen Werth legt, macht eine allgemeine Kenntniß der deutschen Sprache doch nur langsame Fortschritte und beschränkt sich eigentlich nur auf die Jugend. Die späteren Lebensalter ver-



Am Weihnachtsmorgen. Von G. Rod. — Siehe Seite 223.

Kind der Arbeit. Er war soeben mit dem Straßburger Schnellzuge gekommen, während der Erstere von einer Tour um Paris zurückkehrte.

„Was sehe ich, — Herr Berger?“

„In höchst eigener Person!“

„Vortrefflich, daß wir einander begegnen! Sie sind das erste bekannte Gesicht in Frankreich.“

„Werden deren bald genug zu sehen bekommen! Es wimmelt hier von Deutschen, obgleich es die deutschen Zeitungen in Abrede stellen.“

„Man darf auch nicht fehlen, — wenigstens aus unserem Kreise nicht,“ meinte der junge Ingenieur nachdenklich.

„Bah!“

„Mir scheint, die modernen Ausstellungen sind fast

bleiben und den diesjährigen, tropischen Sommer in Ruhe und Behaglichkeit an der See zu verbringen, — am meisten freilich über die deutschen Aussteller selbst!“

„Wie man liest und hört, sind Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch nur gering vertreten?“

„Glücklicherweise ja! Man verschmäht drüben den französischen Jahrmärkte. Eine allgemeine, von unserer Regierung unterstützte Theilnahme würde sicher Alles in den Schatten stellen!“

„Parbleu! Der Chauvinismus treibt kräftige Blüten drüben, — bravo!“ sagte ganz plötzlich der Eine der beiden Franzosen, welche die Reisegenossenschaft bildeten, zu dem Anderen. Der Sprecher war ein Vollblut-Franzose, aber von vortheilhaftestem Neuhern; der Ausdruck der Physiognomie war klug und energisch. Der

danken ihre Kenntniß unserer Muttersprache lediglich dem Fleiße und der Energie. Das galt sicher auch von dem leidenschaftlichen Franzosen.

Wilhelm Walter hatte ein unangenehmes, beschämendes Gefühl, das „Zubel-Deutschthum“ seines Landsmannes so abgestraft zu sehen und suchte seinen Freund durch einen Blick auf die richtige Erkenntniß der Situation aufmerksam zu machen; dieser aber schien wenig Verständniß dafür zu haben; haßerfüllte Blicke schossen wiederholt hinüber und herüber. Erst als der junge Ingenieur anfang, sehr unverfänglich und dabei recht interessant aus der Heimath zu erzählen, änderte sich die Situation. So gelang es ihm glücklich, ein ernstes Rencontre zwischen Beiden zu vermeiden, und man erreichte wenigstens in äußerlich friedlicher Stimmung den Bahnhof.



2.

Schon seit dem frühen Morgen trieben sich die beiden zufällig zusammengetroffenen deutschen Bekannten in den Ausstellungs-Räumen umher. Für den jungen Ingenieur blieb natürlich die Maschinenhalle das weit-aus Interessanteste und bildete überhaupt den wirklichen Zweck seiner Reise. Inmitten dieser dröhnenden, schnarrenden, ächzenden Urganalmen war es ihm fast heimathlich zu Sinne, aber vergebens forschte er in dieser Branche nach Neuem, Vielversprechendem. Endlich, nach Stunden, schien auch seine Nervenkraft ermüdet; hungrig und durstig wandte man sich mit einander nach einem Restaurant.

Draußen überall Tingeltangel und Theater, zahllose Militär-Concerte, Panoramas und Bazare, um das Publicum über die vorläufige Leide und Lidenhaftigkeit des drinnen Gebotenen hinwegzutäuschen. Vor einem der elegantesten Etablissements hatte sich ein geradezu berückender Damenstolz niedergelassen, von dem sich der junge Deutsche unwillkürlich magisch angezogen fühlte! Wenn die Pariserin auch keineswegs den Zweck seiner Reise bildete, gehörte deren Bekanntschaft doch sicherlich zu den Annehmlichkeiten derselben. Darum zog er den leicht widerstrebenden Freund sehr energisch in das bunte Schmetterlingstreiben hinein. „Ein Dejeuner und Champagner!“ rief Rentier Berger, von seinem Wagen erinnert, einem der vollbeschäftigten, übereiligen Kellner zu. „Zu wann, Monsieur?“ rief dieser zurück, indem er eilig die Flucht ergriff. Wohl oder übel mußte sich der hungrige Rentier, gleich tausend Anderen, zum Warten bequemen.

Dem jungen Deutschen schien es auch im Augenblicke nicht schwer. Es gab ringsum so viel des Entzückenden zu sehen! Ueberall war Schönheit und Jugend entfaltet. Das Alter, die Häßlichkeit schien aus dieser Welt verbannt zu sein. Alt erscheinen ist der Pariserin „odieux“. Was thut sie nicht Alles, um wenigstens den Schein der Jugend zu bewahren! Sie drapirt selbst ihre Kosen vor dem Spiegel, jede unshön mit den Jahren hervortretende Körperform muß gedeckt werden, und gleich unentbehrlich sind ihr alle zur Teint-Verschönerung geeigneten Mittel. . . . Die Dame, welche sich soeben mit der erwachsenen Tochter an dem nächsten Tische niedersäß, ist ein lebendiges Beispiel. Sie mag sicher vierzig Jahre zählen; dennoch erscheint sie noch als „belle“. Und wie der vollerblickten Rose der Duft, entströmt ihr das feinste, modernste Toiletten-Parfüm. Der junge Mann wandte ordentlich ein wenig den Kopf, um den erfrischenden Duft einzusaugen. . . . Und dabei blieb sein Auge an dem jungen Mädchen hängen, das Madame begleitet. Es ist ein echt französisches Gesichtchen, feingeknickt und bräunlich, und nicht vom „Rouge“ entstellt. Dazu zwei dunkle, aber sternenhelle, sprechende Augen, die unter dem runden, duftigen, mit Raiblumen und Hortensien gezierten Hüte förmlich hervorleuchten. In der Hand trägt sie einen cremeweißen, mit Malereien gezierten Knicker, den sie im Augenblicke geschickt als Fächer gebraucht.

Wilhelm Walter konnte sich gar nicht satt sehen an dem hübschen Bilde; so reizend hatte er sich die Pariserin doch nicht gedacht. Hier war noch keine Kunst und doch Alles Geschmack und Grazie.

In eifriger Bewunderung der Tochter war es ihm sogar entgangen, daß die blendendere Mutter aufgestanden war, um mit echt französischer Lebhaftigkeit ein paar Bekannte an einem anderen Tische zu begrüßen.

Diesen Augenblick benutzte ein hübscher, höchst malerisch gekleideter Gärtnerjunge, um mit seinem gefüllten Blumenkorbe an Mademoiselle heranzutreten. Mit großer Höflichkeit den Strohhut ziehend, hielt er Mademoiselle ein Sträußchen entgegen, das um ein Haar den künstlichen Blumen auf ihrem Hüte gleich. Raiblumen und Heckenrosen, — hier und dort, — die einen mit natürlichem, die anderen mit künstlichem Dufte! . . . Jedenfalls kannte der Schall schon das neueste, sehr energische Modegebot, daß der diesjährigen reichen Blumen-Garnitur auf dem Hüte das Brust-Bouquet um ein Haar gleichen müsse, jenes aus künstlichen, dieses aus frischgepflückten Blumen.

Mademoiselle scheint sich erst jetzt zu besinnen, daß ihrer Toilette das nothwendigste Requisit fehlt. Eilig und unwillkürlich faßt die feingantirte Hand nach dem Sträußchen, und schnell ist es an richtiger Stelle zwischen Spizen und Points neben einer Goldspinne geborgen. Nun erst erinnert sie sich des verkleideten Gamins, der sehr begierig die Hand ausstreckt.

Sie sucht eifrig nach dem winzigen Portemonnaie, — vergaß sie es einzustechen? . . . Wo steckt Mama? Sie ist plötzlich nicht zu erblicken. Das Menschengewühl rings um sie her ist mit einem Male noch stärker geworden und entzieht Madame dem spähenden Auge des erregten Töchterchens. Fatal, fatal! Wie dreist der verkleidete Gamin schon nach dem Sträußchen an ihrem Busen schießt. Muß sie es zurückgeben? Unmöglich kann sie sich davon trennen, auch wird er es schwerlich

wiedernehmen. Was thun?! . . . Da fliegt vom benachbarten Tische ein blankes Frankenstück in den herabgezogenen Hut des Knaben. Zugleich grüßt ein schöner, blonder Mann ehrfurchtsvoll zu Mademoiselle herüber.

Sie dankt mit freundlicher Grazie und kann es nicht hindern, daß ihr das Blut voll in's Gesicht steigt, und daß die dunklen, sternenhellen Augen plötzlich sonnenklar blißen. Wie ein blondes, deutsches Mädchen schlägt sie dieselben endlich nieder.

Da kehrt Madame zurück, um bald darauf den Gegenbesuch verschiedener Bekannten zu empfangen. Das hübsche Spiel ist aus, es bleibt dem jungen Ingenieur nichts übrig, als sich gleich seinem Freunde in die kalte Wild-Pastete und den Röderer zu vertiefen, die der Feinschmecker mit einem blitzenden Fünf-Frankenstücke, als Trinkgeld, noch rechtzeitig von dem Kellner erobert hatte.

Nach einer Stunde steht man gestärkt auf, um mit neuen Kräften nach der Ausstellungshalle zurückzukehren. Wilhelm Walter blickt verstohlen noch einmal nach der Seite, — seine hübschen Nachbarinnen sind verschwunden. In undefinirbarer, unbehaglicher Stimmung folgt er endlich dem Freunde.

Man wandte sich der Ausstellung des Kunstgewerbes zu.

Vor dem Redfern'schen Pavillon stand, wie immer, eine andächtig staunende Menge Damen, die mit Gold und Silber gezierten Mantelets aus blauem und bordeauxrothem Sammet musternd. Neu hinzugekommen und ganz besonders grazios ist eine Toilette aus weißem Tuch mit Goldpalmen durchstickt, — eine wahre Augenweide für die Damenwelt.

Den deutschen Freunden hatte sich ein Engländer angeschlossen, in welchem der junge Ingenieur einen alten Freund erkannt hatte. Mr. Tyburn hatte vor drei Jahren sich längere Zeit in Westfalen aufgehalten, um die Gußstahlwerke kennen zu lernen, bei denen Wilhelm Walter als Leiter angestellt war. Das überraschende Wiedersehen war sehr herzlich gewesen und durfte voraussichtlich zu einem neuen lebhaften Verkehr führen. Man besprach Altes und Neues und hatte die Umgebung fast vergessen, als sich der junge Ingenieur vor dem Redfern'schen Pavillon sehr unerwartet angesprochen fand.

„Vielen Dank, mein Herr, für Ihre Blumen!“ Klang es sehr grazios an sein Ohr. „O, sie duften so süß, die Raiblumen, — vielen Dank, mein Herr!“

Verwundert, hoch erfreut, wandte er sich um, — zu der kleinen Pariserin, welche neben der eleganten, eine Sammetrobe musternden Mama stand. Daß Mademoiselle englisch sprach, bezeugte, daß sie den jungen Ingenieur jedenfalls schon länger bemerkt und beobachtet, vielleicht auch ein paar Worte der in englischer Sprache geführten Conversation aufgefangen hatte. Vermuthlich hielt sie den Blumenspender gleich Mr. Tyburn für einen Engländer.

„Wäre es nicht schade gewesen, wenn meine Toilette heute des Bouquets entbehrt hätte?“ fuhr sie lächelnd fort.

„Sicher, Miß!“ erwiderte der junge Mann gleichfalls in englischer Sprache. Denn es war ihm im Augenblicke nicht unlieb, für einen Sohn Albions zu gelten. Zwischen einem Engländer und einem Deutschen giebt die Französin gewöhnlich dem Ersteren den Vorzug, sei es auch nur aus Patriotismus. „Meine Blumen sind ebenso glücklich und stolz, Mademoiselle zu schmücken, als ich selbst!“ setzte er mit der Galanterie des Franzosen hinzu.

Sie lächelte, lindlich geschmeichelt.

„Mir scheint, dieser Theil der Ausstellung ist der glänzendste,“ fuhr der junge Mann sich umsehend fort. „Aber auch die Besucherinnen sind die schönsten!“

„Sahen Sie die Spizen schon?“ fragte sie eifrig zurück.

„Nein, Miß!“

„Mama, diese Herren wünschen die Spizen zu sehen,“ wandte sie sich zu Madame zurück. „O, sie sind so herrlich, die Spizen — führen wir Sie!“

Madame schien sich nur ungern von ihrer hochinteressanten Beobachtungs-Station zu trennen, aber sie fand sich doch aus Courtoisie und Patriotismus verpflichtet, den Fremden gegenüber die Honneurs der Ausstellung zu machen. Ueberdies waren ja Spizen ein ebenso würdiger Gegenstand der Betrachtung, als die Schätze des Redfern'schen Pavillons. Diese herabwallenden Spizenmäntel, die Rembrandt- und Tudor-tragen, — wie traumverloren umstanden die Damen den Pavillon. Besonders ein Spizenkleid, das von der Compagnie des Indes ausgestellt war und in einer Rußschale Platz fand, war ein Gegenstand immer neuen Staunens.

Während Mademoiselle in reizender Pariser Art und englischem Idiom mit dem jungen Ingenieur etwas abseits plauderte und scherzte, unterhielt sich Madame mit dem gelehrteren Herrn Berger. Und der Welt-Tourist?

Warum sollte er nicht auch einmal bei einer schönen Pariserin Station machen? Wirklich begann er immer wärmer zu werden und endlich Madame ganz regelrecht die Cour zu machen, nachdem der junge Ingenieur die Vorstellung übernommen hatte. Mr. Tyburn und Mr. Walter wurden dabei stillschweigend als Engländer hingenommen, während Herr Berger mit bekanntem „Zubel-Deutschthum“ seine Nationalität bekannte, dabei aber fortgesetzt der treue Bewunderer der schönen Französin blieb.

Bald standen die Beiden auch bei den Seidenstoffen, zu deren Ausstellern ihr Gatte, Monsieur Henri Chaumont, ebenfalls gehöre, wie Madame ihrem Begleiter erzählte. Die Größe und Reichhaltigkeit der ausgestellten Waaren gestattete einen günstigen Schluß auf den Umfang des Geschäftes. Welche seenhafte Pracht! Was Glanz und Farbe, Reichthum und Anmuth zu leisten vermögen, Alles, Alles schien an dieser Stelle vereint. . . . Der junge Deutsche freilich schien den Schönheiten wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Absichtlich ein wenig zurückbleibend, blickte er immer entzückter in das feine Gesichtchen mit den blaffen und doch so warmen Farbentönen, den schelmischen Grübchen und den dunkeln Sternenaugen. Was war die ganze, mächtige Ausstellung gegen dies kleine, reizende, pikante Wunder? —

„Pardon, Madame, daß ich mich verspätete!“ Es war ein stattlicher Mann mit hocheleganten Manieren in welchem Herr Rentier Berger mit Ueberraschung und Schrecken sofort den Reisegenossen aus dem Straßburger Schnellzuge erkannte, der diese Worte sprach. Daß Monsieur Madame in Begleitung eines Cavaliers fand, war ihm kaum etwas Ungewöhnliches, aber daß es der Deutsche aus dem Eisenbahn-Coupe war, schien ihm doch wenig zu passen. Zwar verlief die Vorstellung in den besten Formen, man wechselte sogar beiderseits ein paar Höflichkeitsphrasen, dann aber bot der Seidenwaarenhändler der Gattin sehr energisch den Arm, um sie und die Tochter hinwegzuführen. Letztere hatte sich auch sofort von ihrem Cavalier freigemacht, um an die Seite des Vaters zu eilen, der gekommen war, seine Damen nach einem Garten-Restaurant zu führen, wo man, der Hitze wegen, diniren wollte. Eine Vorstellung seiner eigenen Person, die Wilhelm Walter beabsichtigte, war unmöglich. Die Eile, mit welcher der Seidenwaarenhändler hinwegstrebte aus der Gesellschaft des Herrn Berger, war auch für dessen Begleiter beleidigend. Betreten und sehr ärgerlich sah Wilhelm Walter seinen aufgegangenen Stern in der Menge verschwinden.

3.

Zwei volle Wochen schon war man mit einander in der französischen Hauptstadt. Ende Juni war herangekommen.

Das Aleeblatt, das sich zufällig zusammengefunden, hatte sich wenig mehr getrennt. Man hatte nicht allein fast täglich die Weltausstellung zusammen besucht, sondern auch allen anderen Sehenswürdigkeiten die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Den Schlössern, wissenschaftlichen Anstalten, ja selbst den Abattoirs hatte man Besuche gemacht. Endlich war eine Abspannung eingetreten, welche den Abschied von Paris erleichtern half. Gestern schon hatte man sich getrennt. Mr. Tyburn war nach England zurückgekehrt, und der Welt-Tourist gedachte sich inmitten der Alpen niederzulassen. Nur Wilhelm Walter war noch geblieben, — in der einzigen Hoffnung, der holden Pariserin wieder zu begegnen, deren Namen er nicht einmal genau kannte. „Mademoiselle Chaumont“, der Name schien ihm so gewöhnlich, wie daheim Müller oder Meyer. Endlich packte auch er seinen Reisekoffer, um morgen über Brüssel nach Deutschland zurückzukehren. Was sollte er noch in Paris? Den holden Stern, den er überall gesucht hatte, bis zu der Sternwarte hinauf, er war und blieb verschwunden. Der reizende Stern! Hatte er nur in sein Leben hineingeblüht, um zu zeigen, wie sonnenhell es sein könne? —

Der letzte Spaziergang galt dem Bois de Boulogne. Zwischen Passy, Auteuil und Boulogne gelegen, bildet es durch seine schattigen Spaziergänge, seinen lieblichen Fluß und schönen See an heißen Sommertagen den prächtigsten, gesuchtesten Aufenthaltsort und ist so recht der Versammlungsort für die elegante Pariser Welt. Man fährt, reitet und geht, je nach Geschmack und Bedürfnis. Der schöne, wenn auch gewitterschwüle Abend nach einem sengendheißen Tage hatte die sorgfältig und mit Geschick angelegten Wege heute noch mehr als sonst gefüllt, überall lebensfrohe Menschen und lechter Nachtigallen-Gesang. . . . Nur der junge Deutsche wandelt allein.

Da weckt ihn silberhelles Lachen mit bekanntem Tonfalle aus gedankenvollem Brüten. Er blickt auf und erkennt eine größere Gruppe eleganter Damen in Begleitung mehrerer Herren. Eine davon, die Lacherin, ist Mademoiselle Chaumont. Soll er sie anreden, ihr Lebewohl sagen? Blißschnell kreuzen sich die Gedanken. Ja, er muß! . . . Und hat sie ihn nicht auch einst angesprochen, so reizend und freimüthig, und ihm Dank ge-



sagt? Den Hut tief herabziehend ist er schon herangetreten. Auch ist der von einem Errothen begleitete Empfang sehr liebenswürdig. Selbst Mama tritt herzu, um ihn mit ein paar graziösen Worten zu begrüßen. Auch duldet sie die Begleitung des „Engländer“, ebenso scheint er der übrigen Gesellschaft nicht unwillkommen. In Claudinens Seite wandert er glücklich weiter. In ihrer Foulard-Robe von blauer Farbe, Hut und Schirm mit Bergfahnenfahne bedeckt, ist sie die lebendige Verkörperung der Himmelsfarbe, und sieht aus, wie ein herabgestiegener Engel.

Da, — urplötzlich, — erhebt sich ein Wirbelwind; eines jener raschen, verderbenbringenden Unwetter dieses Sommers ist, von den Bäumen verdeckt, unbemerkt heraufgezogen. Schon rollt der Donner dicht über den Kronen der Buchen, Linden und Kastanien, schon fallen große, schwere Tropfen des längst erwünschten, staublöschenden Sommer-Regens herab. Jetzt freilich sind sie sehr unwillkommen, was soll aus den spinnwebartigen, duftigen Sommer-Toiletten, was aus der eleganten Chausfure werden? Man ruft nach Wagen, aber kein Fiaker ist zu sehen. In höchster Angst flüchtet man endlich unter die Bäume und in die Grotten und Pavillons. Aber nur Wenigen ist es vergönnt, einen Zufluchtsort zu erreichen, denn mit Behemung bricht die Entladung herab.

Zu den Wenigen, denen es gelingt, das schützende Dach zu erreichen, gehört glücklicherweise auch Mademoiselle Claudine. Wie es ihr gelang? Sie wußte es selbst kaum. Nur eines wußte sie ganz gewiß. Ein kräftiger Arm hatte sie emporgehoben und entführt, in demselben Augenblicke, als die Erregung der erschrockenen Gesellschaft sich zerflüchtend in lautem Schreien und Wehklagen Luft gemacht hatte. Und daß dieser rettende Arm sie treu, fest und sicher gehalten, wußte sie auch.

Sie standen in einem eilig gewonnenen kleinen, reizenden Kiosk, und sahen einander glückstrahlend an. Mademoiselle erschien ihr Mitter wie Bayard, der Mann ohne Furcht und Tadel, für den sie in der Pension geschwärmt hatte. Aber Bayard war sicher brünett gewesen, ihr Retter aber besaß einen schönen blonden Vollbart, der sein Gesicht wunderbar harmonisch umrahmte. Nun, dafür war er ein Sohn Albions.

„Wir sind in Sicherheit, Mademoiselle,“ sagte Wilhelm Walter, indem er sie an einen Tisch führte, der in ihrem reizenden Zufluchtsort aufgestellt war. „Auch wird das Gewitter rasch vorüberziehen, hoffe ich.“

Mademoiselle strich mit reizender Zierlichkeit über eine Falte ihrer Foulard-Robe und sagte, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ: „Ja, ich — hoffe es auch, mein Herr!“ Dabei sah sie allerdings nicht sehr vergnügt aus, trotzdem der Himmel ihren Worten Recht zu geben schien.

„Wir können es hier schon aushalten!“ meinte der Deutsche.

Sie nickte, jetzt aufrichtig zustimmend.

„Wie schnell sich die Gesellschaft zerstreut hat,“ fuhr Wilhelm Walter fort, „Niemand ist mehr zu sehen!“

„O Mama, Mama, wo ist sie?“ rief Claudine, jetzt in plötzlicher Angst.

„Einer der Cavalier wird Sorge für sie getragen haben,“ tröstete Wilhelm Walter.

„Ich hoffe es!“ beruhigte sich die Tochter. . . „Ist Ihr Freund, Mr. Tyburn, schon nach England zurückgekehrt, mein Herr? Ich meine, Sie sprachen davon.“

„Ja, Mademoiselle! Und auch ich gedente Paris morgen zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren!“

„Nach — Deutschland?“

„Ja, — mein Weg geht nach Deutschland, das meine Heimath ist!“ gestand er ein.

„So sind Sie kein Engländer?“

„Nein, Mademoiselle. Die kleine Täuschung wurde mir in den Mund gelegt, — von Ihnen selbst!“

Mademoiselle Claudine schien unbefriedigt. „Ich wünschte, Sie wären ein Engländer geblieben,“ sagte sie endlich sehr ernst und mit verhaltenen Thränen. „Es wäre herrlich gewesen, wenn Sie uns oft, recht oft besucht hätten, — wir sehen nämlich viele Engländer in unserem Hause! Aber Sie reisen ja morgen in Ihre Heimath zurück?“ setzte sie traurig hinzu.

„Meine Landsleute verkehren niemals in Ihrem Hause?“

„Nein!“

„Hassen Sie uns arme Deutsche auch?“

„Ich kenne wenige und die, welche ich kenne, sind nicht wie Sie, mein Herr. Aber Papa haßt die Preussens, ja, er haßt sie! Sehr!“

Das war Wilhelm Walter leider nichts Neues. Das liebe, reizende Kind, wie gern hätte er es an seinem Herzen mit hinübergenommen nach Deutschland. Es wäre zu schön, zu beglückend gewesen! Und unbewußt, und getrieben von seinem Gefühl, hatte er auch schon die Hand ausgestreckt nach dem Sterne. Und der Stern blickte so freundlich, als wolle er sagen: „Greif

nur dreißt hinauf in den Himmel“. Aber die Hand ward zurückgewiesen, durch eine größere Macht. Der Millionär, der Vollblut-Franzose, — würde er das einzige Kind einem unbedeutenden Deutschen geben, der nichts war als ein Kind der Arbeit? Nimmermehr! Claudine ward anscheinend immer bedrückter und unruhiger dazu. Und es war traurig anzusehen, wie die Grübchen nicht weichen wollten in dem des Lachens gewohnten Gesichtchen, trotzdem sich die Augen mit Thränen füllten. Aufstehend sagte sie mit unerwarteter Energie: „Ich möchte zu Mama zurückkehren!“

Der junge Mann bot ihr den Arm und führte sie hinaus. Der Donner grollte noch, aber der Sturm hatte sich gelegt, auch hatte es aufgehört zu regnen. Schweigend schritten sie über abgenickte Zweige und windverwehte Blätter dahin. In der großen Allee kamen ihnen die zerstreuten Spaziergänger massenhaft entgegen, die sich aus ihren schnell eroberten Verstecken allmählig wieder zusammenfanden. Darunter war auch die Gattin des Seidenwaarenhändlers. In stark diffonirter Toilette und mit großer Erregung trat sie am Arme eines Herrn aus einem Seitenwege hervor.

„Claudine, mein theures Kind, endlich bist Du da! O, welche Angst ich um Dich getragen habe! Wie befindetst Du Dich?“

„Bortrefflich, Mama!“ sagte das Töchterchen, obgleich der schwimmende Blick das Wort Lügen strafte.

„Wo warst Du, Kleine?“

„Dort im Kiosk, mit, mit — —“

„Tausend Dank, Mr. Walter,“ fiel die lebhaft Französin in's Wort. „Sie bleiben doch noch längere Zeit in Paris? O, Sie müssen uns besuchen, — Sie werden Ihre Landsleute häufig bei uns treffen. Nicht wahr, Sie kommen schon morgen, um sich nach uns umzusehen? Monsieur wird Ihnen auch zu danken wünschen für Ihren Beistand. Hier, meine Karte mit der Wohnung!“

Die Dame hatte so schnell gesprochen, daß es dem jungen Ingenieur unmöglich geworden war, seinerseits zu Worte zu kommen. Und auch jetzt ward ihm jede Erklärung, ja selbst eine Antwort abgeschnitten. Fiaker kamen plötzlich sehr eilig herbeigerollt, um die verstreute, durchnähte Gesellschaft aufzunehmen. Der Herr, welcher den Vorzug genoß, Madame's Mitter zu sein, winkte einen Wagen heran und hob die Damen hinein. Wie im neuen Wirbelwind war die Gesellschaft zerflücht.

## 4.

Der junge Deutsche verbrachte die letzte Nacht in Paris schlaflos. Aber, — mußte es wirklich die letzte sein? Hielt er nicht durch die empfangene Karte und Einladung die Möglichkeit einer Fortsetzung der interessanten Bekanntschaft in der Hand? Aber was sollte sie ihm? . . . Eine Heirath konnte unmöglich daraus werden. Dazu drückte es ihn plötzlich wie eine Schuld, daß er seine Nationalität den Damen nicht gleich bekannt hatte und sozusagen unter falscher Flagge gefeselt war. Der Welt-Tourist hatte ihm gerathen, die Gelegenheit als „reizendes Reise-Abenteuer“ anzusehen und zu — vergessen! Vergessen? . . . Nein, das konnte er nicht. Schon jetzt war es ihm unzweifelhaft, daß ein Theil seines treuen deutschen Herzens hier zurückblieb. Da fällt sein Blick auf das zierliche Kärtchen mit der Bezeichnung der Wohnung. In tiefer Mißstimmung hat er sie gestern von sich gelegt. Jetzt liest er plötzlich:

„Madame Préférance Chaumont, 98, Boulevard Hausmann.“ . . .

Er steht starr, stumm. . . Dann hat er das Gefühl, als ob er in einen Spiegel blicke, bis tief auf den Grund. In dem Spiegel aber ist ein Stück seiner Kindheit zu sehen, das als farbenbuntes Bild dem Buche seiner schlichten Kindheits-Erinnerungen eingefügt ist. Wie durch leichten Nebel blickt er plötzlich durch einen Zeitraum von neunzehn Jahren hindurch. Er sieht sich wieder in Erfurt, der Thüringer Blumenstadt, woselbst sich seine Mutter, eine unbemittelte Predigerswitwe, niedergelassen hatte, um ihren beiden heißgeliebten Kindern die nothwendige Ausbildung zu geben. In einem grün umrankten, mit Blumenscherven reich verzierten Hinterhause der hübschen Angerstraße hatte sie ein behagliches und friedliches Nestchen gefunden.

Der Garten des weitläufigen Grundstücks ward aber von der Rückseite durch großartige Glashäuser begrenzt, in welchen für gewöhnlich einer der großen Erfurter Blumenzüchter seine Schätze zur Entfaltung brachte. Damals freilich, in der Zeit seiner Kindheit, waren die Tempel Flora's einer anderen, unendlich traurigen Bestimmung eingeräumt gewesen. Die Verwundeten und Kranken unter den vielen Tausenden der gefangenen Franzosen, welche in den Hospitälern nicht mehr zu bergen waren, hatten in dem Winter von 1870 — 71 ihre Unterkunft daselbst gefunden. Die schönen, friedlichen Räume hatten viel Leid und Elend gesehen, ihre Mauern hallten wider von den Klagen und Seufzern der Armen. . . Kindliche Neugierde zuerst, dann aufrichtige Theilnahme, hatten den zehnjäh-

rigen Wilhelm Walter oft an den nachbarlichen Ort des Leides geführt, zuletzt ganz zufällig auch an das Bett eines Kranken, dem man auf seinen Wunsch mit-leidig einen kleinen Nebenraum eingeräumt hatte, trotzdem er kein Offizier war. Vermuthlich hatte man den feingebildeten Mann in ihm erkannt, dem man die Gemeinschaft mit den Turkos und Zuaven nicht zumuthen wollte.

Der Franzose war an der rechten Schulter schwer verwundet und wochenlang unfähig, den Oberkörper selbständig zu bewegen. Mehr aber als Körper Schmerz drückte ihn wohl Seelenleid, selbst der zehnjährige, feinfühlig Knabe empfand es instinctiv. Die Unterhaltung war mühsam, wurde aber endlich doch ermöglicht, aber von dem Robinson Crusoe, den Wilhelm dem Kranken vorlas, verstand dieser sicher nicht viel. Dafür erfrischte ihn die Apfelsinen, die Wilhelm für sein Taschengeld gekauft hatte.

Eines Tages hielt der Verwundete einen Brief in der Hand und erschien hochbewegt.

„O, theure Préférance, wann endlich werde ich Dich wiedersehen? Dich und unser liebes Baby?“ wiederholte er, den Brief an seine blaffen Lippen ziehend. „Und nicht einmal zu schreiben vermag ich . . .“

„Ich will für Sie nach Paris schreiben,“ fiel der deutsche Knabe dienstfertig ein. „Wir haben in der Quinta schon französisch, — darf ich?“

„Du wolltest?“

„O, gern! Und die französische Zeitung lese ich Ihnen auch vor!“

„Später. Jetzt laß Dir Papier und Feder von der Ambulanz geben und schreib! O, endlich wird Préférance Nachricht erhalten! . . .“

Der Brief ward nach Anweisung, Buchstabe um Buchstabe, niedergeschrieben. Die Adresse lautete: Madame Préférance Chaumont, 98, Boulevard Hausmann, genau wie auf der Karte in seiner Hand. Vom Inhalte wußte Wilhelm wenig mehr, aber daß er die Freude des jungen Vaters über die Nachricht von der Geburt eines Töchterchens aussprach, wußte er noch ganz genau. Und dies Töchterchen? Nun, es hieß Claudine und war die reizendste Pariserin geworden, die jemals auf zierlichen Händschuhen auf dem Trottoir der Hauptstadt einher getrippelt war.

## 5.

Kurz vor der Dinerstunde ließ sich der junge Deutsche bei Madame Préférance Chaumont melden. Zugleich aber gab er für den Hausherrn eine Karte ab. Darauf war zu lesen: Wilhelm Walter, Civil-Ingenieur, darunter war mit Bleistift hinzugefügt: Erfurt, Anger, 1870—71.

Madame empfing ihren Gast mit großer Liebenswürdigkeit in ihrem lusterfarbenen Salon. Sie saß auf dem Sopha von Seidenplüsch und legte das letzte Mode-Journal sofort aus der Hand. Neben ihr, auf einem Tabouret, saß Claudine und hielt eine Stiderei zwischen ihren Fingern. Aber über die feinen Blüten und Ranken hinweg blickten die dunklen Augen sehnsuchtsvoll dem Gaste entgegen.

Man besprach zuerst noch einmal den gestrigen Vorfall, dann, wie immer, die Weltausstellung. . . Da öffnet sich die Portiäre, Monsieur Chaumont trat ein, die Karte in der Hand.

„Mein kleiner, nein, mein junger Freund, willkommen in Frankreich!“ rief der Franzose lebhaft und liebenswürdig. Dann sich an die Damen wendend, setzt er erklärend hinzu: „Daß Monsieur Walter ein Deutscher ist, weißt Du schon durch Claudine, theure Préférance, aber daß er mein kleiner Wohlthäter ist, von dem ich Dir oft erzählte, ist sicherlich eine Neuigkeit?“

Madame war entzückt, Claudine blickte immer glückstrahlender. Freudig nahm sie den Arm des jungen Deutschen, um sich von ihm zum Diner führen zu lassen, zu welchem er auf eindringlichstes Bitten von Monsieur und Madame Chaumont blieb. Die Unterhaltung war sein und belebt, als aber der junge Deutsche nach dem Kaffee, von seinem heißen Gefühle getrieben, rückhaltslos um Claudinens Hand warb, ward Monsieur Chaumont plötzlich sehr kühl. Endlich sagte er mit Ernst:

„Bleiben Sie bei uns in Frankreich als naturalisirter Franzose, und ich will Ihnen das Haus bauen.“

„Nimmer!“ entfuhr es unwillkürlich Wilhelm Walter. Das Wort ward herausgestoßen, rau und hart, und ließ Claudinens Augen sich mit Thränen füllen.

„Junger Mann, noch kennen Sie nicht das Voos, das Ihnen winkt,“ fuhr Monsieur Chaumont jetzt mit Güte fort. „Deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß sind hochgeschätzt bei uns und tragen ihre goldenen Ernten. Wir aber sollen Sie, als Claudines Gatte, ein theurerer Sohn sein!“

„O, Monsieur Chaumont, Ihre Lodung ist groß!“ rief der junge Mann schmerzlich. „Es kostet mich ein Stück meines Herzens, wenn ich sie zurückweise . . .“

„Sie — wollen nicht?“

„Ich kann nicht! Aufgewachsen in einer Zeit, welche





Weihnachten im Felde. Zeichnung von Carl Becker.

die höchsten Triumphe deutscher Machtentfaltung gesehen, fühle ich mich zu sehr als Glied meines großen Vaterlandes. Ich diene freudig dem alten Heldenkaiser und harre mit gleicher Freudigkeit auf den Ruf des jungen. Mit solchen Gesinnungen kann man nicht als Franzose leben! Auch gilt das Wort: „Das Weib folge dem Manne!“ Willst Du mich allein ziehen lassen, Claudine?“

„O Vater, o Mutter, verzeiht! Ich gehe mit ihm!“  
 „Das sprach nicht die Französin, das sprach das Weib!“ sagte Wilhelm Walter, sie an sich ziehend.

Mr. Chaumont stand starrumzeln und nachsinnend; anscheinend rang er mit schwerem Entschlusse. Dann sagte er ruhig: „Mir scheint, das Schicksal hat selbst die Karten gemischt. Anders, ganz anders, als ich vorgeesehen hatte, — aber es läßt sich das Spiel nicht mehr entreißen!“

Der junge Deutsche hatte den Arm fest um die feine Taille der Französin gelegt, als ob er sie gegen eine Welt vertheidigen wolle. Und der Abendsonnen-Strahl, der über die Beiden hinwegglitt, erschien wie ein Votiv des Himmels, der, unbeeinflusst vom Irrthume der Zeit und Verhältnisse, zwei glücklichen Menschenkindern den Frieden ihrer treuen Liebe bringt.

Nachdruck verboten.

### Unser Weihnachtsbaum.

Von Hanns von Spielberg.

Wie er glänzt und schimmert, unser geliebter, theurer Weihnachtsbaum! Als Kinder haben wir ihm jubelnd die Händchen entgegen gestreckt, Mütter und Väter haben ihn, an der Freude der Kinder selbst wieder jung werdend, geschmückt, und wenn die Jahre unser Haar silbern färben, zu ihm schauen wir immer mit den gleichen, von mir frohen Erinnerungen durchwobenen Gefühlen empor. Der lichtstrahlende Tannenbaum giebt unserem deutschen Weihnachtsfeste eine Poesie, welche kein anderes Volk kennt, — ein eigener Zauber zieht mit seinem Dufte in jedes Haus ein, und jedes Herz schlägt schneller, wenn es seiner denkt!

Er ist unser, ganz unser Eigen, — keine fremde Nation schmückt sich am heiligen Abend die Tanne mit Kerzen und heiterem Lant, aber, wo wir Deutschen auch hinverschlagen werden, nehmen wir den alten Brauch der Väter mit uns. Unsere Brüder in Nord- und Süd-Amerika wollen den Weihnachtsbaum so wenig wissen, wie unsere Matrosen in fernen Meeren, und 1870 flammte in Tausenden von französischen Häusern am Weihnachtsabend der Lichtglanz der Tannen auf; wie Kaiser Wilhelm unter mächtigen Christbäumen in der Präfectur von Betfailes die Gaben für seine Umgebung selbst ordnete, so wollte, — oft dicht an der Kette der feindlichen Vorposten, — auch jeder Grenadier beim heimathlichen Kerzenschimmer der Lieben im Vaterlande gedenken.

Unser Weihnachtsbaum kennt keine Confession, keinen Standesunterschied, keine Altersgrenze, — er leuchtet in weiten deutschen Landen Protestanten und Katholiken, er leuchtet im Schlosse unseres kaiserlichen Herrn und in der ärmsten Hütte, — in jeder Kasernenstube duftet am Festabend die geschmückte Tanne und in allen Kirchen ladet ihr Schimmer zur frommen Andacht. Jubelnd umringt den strahlenden Baum die fröhliche Anabenschar, es sammeln sich unter ihm gereifte Männer, und tiefgebengt und doch froh in der Erinnerung findend, wallfahrtet die Mutter zum Grabe ihres geliebten, zu früh verschiedenem Kindes, um auf den schneebedeckten Hügel, einer letzten Gabe gleich, das immergrüne Tannenreis zu legen.

Er ist in der That deutsch, unser Weihnachtsbaum, völlig deutsch selbst seinem Ursprunge nach.

Wir wissen heute, daß in die Weihnachtsfeier ein gut Theil uralter, heidnischer Bräuche mit hinübergenommen ist. Das

Fest der Winter-Sonnenwende wurde von fast allen Völkern des Alterthumes gefeiert: die Römer tollten, jubelten und beschenkten sich bei ihren Saturnalien, die, einst auf den siebzehnten December beschränkt, sich unter den Kaisern zu einer vollen Woche ausdehnten, — die deutschen Stämme feierten am vierzehnten December das Julfest mit Opfern und Trüffelgelagen:

nicht umsonst kennzeichnen noch die Runen-Kalender das alte Fest durch ein aufrechtstehendes Trinkhorn. Als dann das Christenthum seinen Eroberungszug über die Herzen begann, erleichterte es die Gewöhnung an seine hohen Festtage nicht wenig, daß sie in die Nähe der alten heidnischen fielen. Lag doch auch eine tiefe, innere Verwandtschaft zwischen beiden: wenn die Winter-Sonnenwende den Beginn des erneuten Lebens der noch in Kälte und Eis erstarrten Natur bezeichnede, um wie viel höher stand das Christfest, das der Welt das Nahen neuer geistiger und sittlicher Erleuchtung immer aufs Neue kündete. Auch von „Weihnacht“ sprechen wir heute noch nach altem seltlich-germanischen Brauch, und nimmer von einem „Weihstage“, — rechneten unsere Vorfahren doch die Zeit nicht nach Tagen, sondern stets nach Nächten.

Wenn die schöne Sitte des gegenseitigen Beschenkens an dem Heilstage, an welchem Gott uns seinen Sohn gab, aus den römischen Saturnalien in unser Weihnachtsfest hinübergenommen wurde, so wurzelt der Christbaum zweifellos in germanischer Sitte, im altgermanischen Glauben: es ist der letzte Abglanz des deutschen Wald-Cultus. Unter dem Schatten des Waldes, in dem er lebte, verehrte der Germane seine Götter; ihnen heiligte er einzelne uralte Bäume, mit dem Blute seiner Opfer dängte er die Wurzeln der altherwürdigen Buchen, in ihren Zweigen hing er seine Siegeszeichen auf und an Festtagen bekränzte er die Stämme mit Laub und Blumen.

Was Wunder, wenn gerade uns Deutschen unser Weihnachtsbaum so werth und theuer ist!

Eine echte und rechte Christin ist ihrer Wirkung auf die Herzen sicher, gleichviel, ob sie im glänzenden Saale oder im ärmlichen Stübchen steht, gleichviel, ob sie groß oder klein ist, gleichviel, ob ein einziges, winziges Lichtchen aus ihrem dunklen Grün hervorschimmert oder strahlende Kerzen und köstliches, buntfarbiges Zuckerwerk sie schmückt! Wessen Herz nicht ganz erstorben ist, dessen Auge leuchtet auf und dessen Seele freut sich hier, wie dort.

Vielleicht thun wir heute sogar zu viel des Guten an unseren Christbäumen. Mein Voss hat es mit sich gebracht, daß ich im letzten Jahrzehnt vieler Orten mein Weihnachtsfest beging und unter vielen köstlich geschmückten Christbäumen heiligen Abend feierte. Ich kann aber nicht sagen, daß mich gerade immer diejenigen Edelbäume, welche am reichsten geziert waren, innerlich am meisten befriedigten. Seit sich die geschäftige Industrie mehr denn ehemals des Christbaumschmuckes bemächtigt hat, erscheinen mir unsere lieben, immergrünen Weihnachtsbäume bisweilen mit einem Schmucke überladen, der, wie ich glaube, nicht immer recht zu ihm paßt. Es sind, an sich betrachtet, ja meist reizende, oft entzückende Säbelschen, die der kunstgerechte Zuckerbäcker und der Cartonagen-Fabrikant liefern, hätte ich aber für eigene Kinder einen Baum „aufzuputzen“, so recht nach meinem Herzen, ich würde scharfe Auswahl unter ihnen und Maß in ihnen halten. Die schillernden Tropen-Vögel, die zierlichen japanischen Fächer, die bunten, an den Costillon erinnernden Ordenssterne, sie passen nach meinem Gefühle nicht an einen deutschen Christbaum, von offenbaren Geschmacklosigkeiten, wie etwa einer als Klavier frisirten Bonbonniere oder gar der kleinen Marzipan-Büste irgend eines vaterländischen Helden ganz zu schweigen. Vor Allem sollte mir aber mein Weihnachtsbaum nicht unter einer Ueberlast von Schmuck seinen eigentlichen Charakter verlieren: ich will nicht nur buntes Papier und Lametta und Zuckerzeug und Glasflugs und künstlichen Schnee und glänzenden Metallschimmer, — ich will auch den vollen, grünen, reich mit Lichtglanz übergossenen Baum sehen! Und, man versuche es nur, kein prunkender, überbunter Baum wird an die Schönheit seines einfachen, aber recht reich mit Lichtern versehenen Bruders hinarreichen.

Die böse Industrie hat ferner angefangen, Kindern und Eltern eine große Freude zu rauben. Wenn ich an meine Kinderzeit zurückdenke, wie froh und glücklich waren wir, wenn Mütterchen eine Woche etwa schon vor dem heiligen Abend mit dem Korbe voll rothbackiger Äpfel und hartschaliger Wallnüsse, mit Schaumgold und Silber und einigon Vogen bunten Papierees in unserem Stübchen erschien, an unserem kindertische Platz nahm und mit uns die Borsdorfer vergoldete, die Nüsse fein säuberlich mit Holzpflinten verah und uns lehrte, kunstvolle Reize und lange, lange Ketten zu schneiden. Und auch Väterchen hielt sich nicht für zu gut, uns Gesellschaft zu leisten, ja er scherzte und spahte nicht nur mit uns, sondern er

war auch Meister in der Kunst, den dicken, goldglänzenden Wachsstock in unzählige gleiche Theile zu theilen, jedes Lichtchen sorgsam anzuspitzen und Probe brennen zu lassen, sodas der seine Wachsduft uns schon eine Vorfreude des richtigen Weihnachtsduftes gab. Ja, so war es ehemals, — wie aber ist es heute? Heute haben nur allzu oft weder die Eltern, noch (leider!) auch die Kinder Zeit für solche Mollotria. Es ist ja auch kaum noch nothwendig: Papa oder Mama nehmen sich dagegen am Dreißigsten eine Drochke, fahren in die Stadt und kaufen den ganzen Christbaumschmuck, — es fehlte nur noch, daß sie den fertig aufgeputzten Baum selbst beim Conditore erstünden. Gewiß, unsere Ketten und Ketten waren recht armselig den prächtigen Ueberraschungen gegenüber, deren jetzt jedes Jahr neue bringt, ob die heranwachsende Generation sich aber mit gleicher Liebe der Weihnachtsbäume ihrer Jugend erinnern wird, wie wir Alten, das erscheint mir denn doch zweifelhaft.

Und weiter: unseren Eltern galt das „Aufputzen“ als eine große Freude, und ich selbst gedenke noch heute gern des Festtages, an dem ich, — ich war bereits Primaner, — zum ersten Male die Erlaubniß erhielt, mitzuthun, während die jüngeren Geschwister meine Bevorzugung mit leisem Reide bemerkten. Auch uns stachen damals wohl die Tannemadeln und die Hände wurden „klebrig“ vom Wachsstocke, aber wir jubelten doch schließlich über unser gelungenes Werk; heute aber gilt nur allzu oft die Schmückung des Weihnachtsbaumes als eine Last, die man gern auf die Stütze der Hausfrau oder gar auf irgend einen dienstbaren Geist abwälzt. Hand auf's Herz! Ist es nicht so? Nimmermehr aber kann der herrlichste Schmuck die liebevolle Hand der Mutter ersetzen: Kinder haben scharfe Augen und eine eigenartig ausgebildete Empfindung, sie fühlen heraus, was fremdes Geschick, was der Eltern eigenste Fürsorge thut.

Und endlich zum Dritten: der Weihnachtsbaum soll kein Schau-, kein Decorationsstück sein, er soll, wo Kinder ihn jubelnd umtanzen werden, nicht den Augen allein, er soll auch den kleinen Federmäulern etwas bieten können. Es ist heute vielfach Mode, ihn lediglich mit Dingen zu schmücken, die Alles, nur nicht edel sind. Papier und Pappe, Glasgeln, Porzellansterne, Metall in den denkbar verschiedensten Formen und Farben und was weiß ich noch Alles, schimmern und glänzen und stimmern ja sehr schön, wenn ich aber an mich selbst als Kind zurückdenke, so weiß ich bestimmt: solch' Weihnachtsbaum ohne Äpfel und Nüsse und Pfefferkuchen und Zuckerwerk würde mir nimmer als ein richtiger Christbaum erschienen sein. Ich plaudere für unsere Kleinen! Auch sie sollen sich der einst der Süßigkeit erinnern können, die sie aus den stacheligen Zweigen, bedroht von der feierlich dazwischen gehängten Kuthe, naschen durften. Wenn Gott das Glück gewährt hat, sich an den freudestrahlenden Gesichtern eigener Kinder zu erfreuen, der schmücke ihnen keinen Weihnachtsbaum zum Anschauen, sondern einen zum Anbeißen, kein Prunkstück mit einem kostbaren Spielwerke im Fuße und hundert zerbrechlichen kleinen Kunstwerken in den Zweigen, sondern einen Baum, an dem die Kinder ihr kindliches Wohlgefallen haben können.

Die Freude der Kinder aber bleibt ja doch für alle Elternherzen die höchste Weihnachtsfreude! Wenn die fröhliche, die selige, die gnadenbringende Weihnachtszeit herannahet, dann fühlt ein alter Dagestolz, wie ich, doppelt die schmerzliche Einsamkeit, die auch der lauteste Festtrubel nimmer verdrängt. Allein, — auch unter Fremden, — bleibt ihm nur die Erinnerung an die herrlichen Augenblicke, da er selbst mit klopfendem Herzen durch die Thürspalte in das geheimnißvolle Geschenkzimmer lugte, die Erinnerung an die seligen Augenblicke, in denen er mit den Eltern unter den strahlenden Tannenbaum trat!

Nimmer kehren der Jugend goldige Stunden zurück, aber kein Ungemach des Lebens kann uns die frohe, die glückliche Erinnerung an sie rauben.

Sorgen wir, daß sie auch den Kindern unserer Zeit bleibt, halten wir fest an der Poesie unseres schönsten Festes, an dem alten, an unserem theuren, deutschen Weihnachtsbaume.

Nachdruck verboten.

### Die kleine Maud.

Von Robert Falk.

In Zeiten der Königin Elizabeth lebte in London ein berühmter Gelehrter, Thomas Minot, oder, wie er sich nach damaligen gelehrten Bräuche nannte, Minotius. Er war ein Nachkomme des bekannten alten Poeten Lawrence Minot, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts neben der Goldmacherkunst, in der er nichts zu Wege brachte, noch eine andere Kunst übte, mit dem Golde seiner dichterischen Begeisterung die Werten zu vergolden, welche sich seine Phantasie in glücklicher Einsamkeit schuf. Ein Zug dichterischer Begabung hatte sich auf alle Nachkommen des alten Poeten vererbt und auch unser Thomas hatte seinen Theil davon erhalten, der ihm jenen Adel eines heiteren Gemüthes verlieh, durch welche allein der







Einkauf des Weihnachtskarpfens. Von Hans Bartels. — Siehe Seite 222.

Hans Bartels  
München 89.



Weltweise erkennen kann, daß die Weltweisheit nichts ist, als die Weisheit Gottes, welche aus dem Spiegel der Welt zurückschallt. Seine wissenschaftlichen Forschungen hatten alle nur den einen Zweck, den Menschen zur Kenntniß, aber auch zur Liebe der Welt zu verhelfen. Sein Nachdenken hatte ihn auf den Zweifel geführt, ob der Grund der menschlichen Irrthümer in der Sünde zu suchen sei, oder ob die Sünde sich auf den Irrthum gründe, ob also die Sünde der Stamm oder die Wurzel des Irrthumes sei. Zur Ergründung dieser Frage schien es ihm am förderlichsten, wenn er sich zuvörderst ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller menschlichen Irrthümer anlegte. Mit angestrengtem Fleiße hatte er in vielen Jahren zehn große Folio-Bände zusammengeschrieben, in denen nach den verschiedenen Lebensaltern die Irrthümer der Kindheit, der Jugend, des reifen und des Greisenalters verzeichnet waren. Der Kindheit war ein Band gewidmet, die Jugend umfaßte zwei, die reifen Jahre drei, das Greisenalter vier Bände. In den einzelnen Abtheilungen dieser Bücher waren wiederum die Irrthümer der verschiedenen Berufsarten, z. B. der Staatsmänner, der Kaufleute, der Soldaten, der Handwerker, der Gelehrten etc. enthalten. Ein erster Band, der die Irrthümer der Staats-Verfassungen umfaßte, sollte, und den Nachweis, daß diese in allen individuellen und professionellen Irrthümern ihren Grund haben, war nicht vollendet.

Seit zweiunddreißig Jahren hatte Thomas Minot mit der ihm eigenen, bewunderungswürdigen Sorgfalt an dem merkwürdigen Werke gearbeitet, in welchem der Ideengang so logisch bündig geschlossen war, daß man auch nicht eine Seite aus den Büchern entfernen konnte, ohne den kunstmäßigen Aufbau des Ganzen zu Falle zu bringen. Als Endergebniß seiner Forschungen hatte der Weise gefunden, daß das Böse der Hauptbestandtheil des Lebens, und daß dasselbe, wie dieses, über die ganze Erde verbreitet sei.

Thomas Minot war in den sechzig Jahren seines Lebens nie in den Irrthum verfallen, sich zu verheirathen. Er lebte in einem auf dem Hofe eines alten Gebäudes gelegenen kleinen Häuschen, dessen gelehrter Anstrich prächtig zu den Dolmen und Krähen paßte, die von dem nahen alten Kirchturme herabgefliegen kamen und mit gravitätischer Neugier durch die Eisenstangen der wunderbar geformten Fenster der Arbeit des einsamen Gelehrten zuschauten. Bisweilen kuckten die Vögel mit schlau zur Seite geneigtem Köpfe auf die großen Folianten, auf deren Rücken mit zierlicher Hand der Titel „De erroribus humanis“ und die Zahl des Bandes geschrieben waren, als wollten sie sagen, daß sie in weltlichen Dingen doch viel klüger seien, als der alte Herr dort am Schreibtische, der fast so verrostet aussah wie die alten Eisenstangen am Fenster. In dem kleinen Häuschen lebte Thomas Minot mit einer alten Hausdienerin, Namens Kitty, welche er Clausentina nannte, da sie aus Southampton gebürtig war.

Thomas' einzige Schwester hatte den Irrthum begangen, sich mit einem Tuchhändler aus der City zu verheirathen und einem kleinen Mädchen, Namens Maud, das Leben zu geben. Sie hatte nach zehnjähriger Ehe die Reife ihrer Irrthümer damit beschloffen, daß sie starb, und ihr Gatte in dem Irrthume, daß er ohne sie nicht leben könnte, war ihr nach wenigen Monaten in's Jenseits gefolgt.

Thomas nahm die sechsjährige Waise um so freundlicher und herzlicher in sein Haus, als er hoffte, in dem Verkehr mit ihr ein reiches Material für seinen ersten Band der Irrthümer der Kindheit zu finden.

Während der ersten acht Tage war die kleine Maud ganz still, sprach kein Wort und weinte. Am Morgen des neunten Tages sagte sie zu Thomas: „Ich habe diese Nacht meine Mutter gesehen in einem hellen weißen Kleide, sie hielt wunderschöne Blumen in ihrer Hand, die sie auf mein Bett streute. Die Blumen habe ich heute Morgen nicht mehr gefunden, Onkel, hast Du sie etwa fortgenommen?“

Thomas beicte sich, diesen Irrthum im ersten Bande seines Werkes zu notiren, fügte aber in einer Note hinzu, daß dies ein kindischer, aber recht anmuthiger Irrthum (error infantilis cum mirifica quadam suavitate conjunctus) sei.

Einige Zeit darnach sagte Maud zu ihrem Onkel: „Onkel Thomas, Du bist alt, Du bist auch häßlich, aber ich liebe Dich doch so sehr! Du mußt mich aber auch recht lieb haben.“ Schon hatte Thomas Minot die Feder ergriffen, um einen neuen Irrthum des Kindes zu verzeichnen, aber er mußte zugestehen, daß er nicht mehr jung sei, und daß er niemals schon gewesen war. Er fragte deshalb nur: „Weshalb mußt ich Dich lieb haben, Maud?“

„Weil ich klein bin.“

Thomas Minot legte sich die Frage vor, ob es nöthig sei, die Kleinen zu lieben? und kam nach einiger Ueberlegung zur Bejahung der Frage, denn die Kleinen bedürften in der That der Liebe. Durch diese Nothwendigkeit aber wurde der allgemein verbreitete Irrthum gerechtfertigt, daß die Mütter sich verpflichtet halten, ihre Kleinen mit ihrer Milch und mit ihrer Liebe zu nähren. Er beschloß, dem betreffenden Abschnitt des ersten Bandes seines Werkes eine Umarbeitung zu Theil werden zu lassen.

Als Thomas Minot am Morgen seines Geburtstages in sein Studirzimmer trat, in welchem die zehn großen Folianten seines Werkes auf den alten Sigen von Eichenholz in den Fenstervertiefungen und eine große Menge ungeordneter Papiere auf dem Schreibtische lagen, quoll ihm vom Fenster her ein lieblich süßer Duft entgegen. Auf dem Fensterbrette standen in einem kleinen Gefäße drei rothe Nelken, welche das sonst so dumpfige Zimmer mit ihrem Wohlgeruche erfüllten. Die Strahlen der Morgensonne fielen mit frohem Glanze auf die drei Blüthen, aber auch auf den alten ledernen Lehnstuhl, auf den Schreibtisch von Nußbaumholz, auf die alten Pergament-Bände im Bücherständer, auf die buntgewirkten Blumen des weichen Fußteppichs. Es war, als ob sie alle sich der Sonnenstrahlen freuten und in ihrem Glanze lachten. Thomas Minot, der mit all' diesem Hausralhe alt geworden war, mußte ebenfalls lächeln, als er die allgemeine Freude bemerkte.

Maud schlang ihre Arme mit herzlichem Glückwunsch-Kuß um den Hals des alten Onkels und führte ihn an das Fenster, wo die Nelken standen. Die Flügel desselben waren geöffnet und ließen die würzige Frühlingsluft herein. Maud wies mit ihren Händchen nach dem wolkenlosen Morgenhimmel hinauf und sagte: „Sieh', Onkel Thomas, das ist der Himmel und da unten, wo unser Garten ist, das ist die Erde, in der die Blumen hier gewachsen sind. Hier aber, wo die alten, großen Bücher liegen“ (dabei zeigte sie auf die zehn Bände der „menschlichen Irrthümer“), „da ist die Hölle, da fällt kein Sonnenstrahl hinein, da ist es immer finster.“

Dieser Irrthum der kleinen Maud mahnte Thomas Minot, daß er die Arbeit an seinem großen Werke seit einiger Zeit

lässiger betreibe, ja, daß er seine Forschungen dafür seit vielen Wochen ganz vernachlässigt hatte. Woher sollte er Zeit und Sammlung zu so ernster Arbeit nehmen? Maud schleppte ihn fortwährend durch die Straßen und durch Feld und Wald, wo sie taunend reizende Dinge entdeckte, die auch ihm, dem alten Buchervourne, neu und erfreulich waren. Beschämt über seine Vernachlässigung öffnete Thomas die alten Bände, welche bestaubt in den Fenstervertiefungen lagen, aber er konnte sich nicht mehr aus in seinen Manuscripten.

Ein dumpfer Geruch wehte ihm daraus entgegen, der mit der Frühlingsluft, welche er mit Maud in Wald und Flur einathmete, so gar keine Ähnlichkeit hatte. Er fand in seinen Aufzeichnungen nichts von Maud und von seinen Spaziergängen mit ihr.

Glücklicherweise kam ihm die Philosophie zu Hülfe, welche ihn auf den transcendentalen Gedanken führte, daß Maud eigentlich zu nichts gut sei. Er verschloß sich dieser Wahrheit um so weniger, als er durch ihre Anerkennung in seinem Werke über die menschlichen Irrthümer nur gefördert werden konnte.

Eines schönen Tages fand er das Kind am Fenster seines Arbeitszimmers damit beschäftigt, einen Faden durch das Oehr einer Nähnadel zu ziehen. Er fragte, was sie nähen wollte? „Weißt Du denn nicht, Onkel Tom, daß die Schwalben weggezogen sind?“

Onkel Tom wußte nichts davon. Weder im Plinius noch im Avicenna hatte er davon gelesen, daß die Schwalben zum Winter in wärmere Länder ziehen.

„Kitty hat es mir gestern gesagt...“

„Du meinst Clausentina.“

„Ja, sie hat mir gestern gesagt, die Schwalben wären in diesem Jahre schon sehr zeitig weggezogen, und das wäre ein Zeichen, daß es einen sehr strengen Winter geben werde. Und wenn es nun sehr kalt wird, dann mußt Du Deinen Pelzrock wieder anziehen, sonst friert Dich. Ich habe ihn heute aus dem Kasten genommen und gesehen, daß es an den Nähten viel auszubessern giebt; wo sie aufgerissen sind, will ich sie wieder zunähen.“

Der Winter kam und war so kalt, wie die Schwalben es vorhergesagt hatten. Onkel Tom saß in seinem Pelzrock am wärmenden Kamine und dachte über die Umarbeitung einiger Abschlüsse seines Werkes nach. Aber jedes Mal, wenn er seine neuen Erfahrungen der Theorie vom Universal-Bösen anpassen wollte, stürzte Maud seine Meditationen, indem sie ihm ein Glas Me brachte, oder mit lächelnd fragendem Blicke unbefangen vor ihn hintrat.

Als es dann wieder Frühlung wurde, machte Onkel Tom mit der kleinen Maud wieder die gewohnten Spaziergänge durch die Felder und Wälder. Von klein auf hatte er sich in großer Liebe mit dem Studium der Pflanzenwelt beschäftigt und der auch auf ihn vererbte poetische Zug der Minots hatte ihm gerade in diesem Studium eine Quelle von heiterem Genuße und sinniger Freude erschlossen. Er nannte die Pflanzenkünde eine scientia amabilis, und er war glücklich, wenn er der kleinen wißbegierigen Nichte die Geheimnisse kennen lehren konnte, welche das Entstehen, Wachsen und Vergehen der Pflanzen, ihre Bedeutung für die Menschen- und Thierwelt, ihren Einfluß auf die Gestalt und den Lebens-Prozeß des Erdballes so tausendfältig begleiten. Auf den Spaziergängen machte er seine kleine Begleiterin auf die Eindrücke aufmerksam, welche die Pflanzenwelt auf das menschliche Gemüth hervorbringt, je nach Duft und Wachstum, nach heilender und verderblicher Wirkung, und war hocherfreut über die Gelehrigkeit und das Verständniß seiner Schülerin. Maud brachte von ihren Ausflügen mit dem Onkel stets Pflanzen und Kräuter in großer Menge mit nach Hause, welche dann Abends nach ihren Verschiedenheiten gesichtet wurden.

Eines Abends, als sie den Schatz ihrer reichen Tagesernte vor sich auf dem Schreibtische des Onkels ausgebreitet hatte, auf welchem sie die „einfältigen Papiere“ in kindlicher Ungeduld bei Seite geschoben hatte, sagte sie zu Thomas Minot:

„Nun lenne ich schon so viele Pflanzen ihrem Namen nach und weiß, wozu sie gut sind, oder worin sie schaden. Ich will sie mir aufbewahren, dann werde ich nicht vergessen, was ich an ihnen gelernt habe, und kann dann auch Anderen zeigen, was ich weiß. Ich möchte gern ein großes Buch haben, Onkel, worin ich die Pflanzen trocken und aufbewahren könnte.“

„Nimm das hier,“ sagte Thomas Minot und gab der kleinen Maud den ersten Band seines Werkes über die menschlichen Irrthümer.

Als zwischen jedem Blatte des alten Folianten eine Pflanze lag, gab der Onkel den zweiten Band her und so fort, bis nach drei Jahren das große Werk Thomas Minot's „de erroribus humanis“ in ein umfangreiches Herbarium verwandelt war.

Kadbruch verboten.

### Wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte.

Ein Weihnachtsmärchen von Wanda Bartels.

Es war einmal vor vielen hundert Jahren um die Weihnachtszeit, aber es war gar kein weihnachtliches Wetter. Der Wintersturm brauste über die Elbe. Der Regen, der in großen Tropfen von seinen Schwingen träufelte, sog den Schnee auf, der in schmutzig grauen Flecken über dem verdorrten Grafe lag, und rieselte langsam an den Ästen der Bäume entlang, daß sie frierend unter der seuchenden Berührung schauerten. Das Wasser der Elbe war trüb und gelb und rollte schwerfällig zwischen den öden Ufern. Die Menschen, die in den kleinen Häusern wohnten, deren Strohdächer über dem wehenden Nohr aufstauten, zeigten sich nicht. Sie saßen an ihrem warmen Ofen, rieben sich die Hände und dachten wohl: „wie schön ist es doch, daß wir nicht hinaus zu gehen brauchen.“ — Selbst die Möwen, die einen schönen, fröhlichen Sturm so sehr liebten, ließen sich nicht sehen: der einförmige, ruhig die Elbe hinausblasende Wind war ihnen zu langweilig.

In dem Wipfel eines alten Eichenbaumes saßen ein paar Krähen, blinzelten mit den klugen Augen in den Wind und ließen sich von ihm zucken und schaukeln.

„Araaha,“ sagte eine von ihnen, und schüttelte ihr nasses Gefieder, „was der Wind für ein langweiliger Geselle ist.“

„Nur für Euch, meine Damen, nur für Euch,“ sagte der Wind und schüttelte eine häßliche Hand voll Tropfen über die

Eide, „weil Ihr weit und breit nichts Neues zu sehen bekommt; aber es giebt auch Leute, die mich gern haben, o ja —“ und er flog davon über das Nohr, das sich tief vor ihm verneigte. „Der Ged, kraaha, o dieser Ged,“ sagte dieselbe Krähe, die vorher gesprochen hatte, „wer ihn wohl gern haben soll, der uns nichts als Regen bringt.“

„Da kommt etwas,“ sagte eine junge Krähe und redete den Hals. „Da auf dem Wasser. Seht Ihr es nicht?“

„Wo denn,“ fragten die Krähen und flogen alleammt ein kleines Stückchen in die Höhe, um besser zu sehen.

„Kraah, kraah, kraah, es ist ein Schiff,“ schrien sie und setzten sich wieder in die obersten Äste. Es war ein Fischer-Ewer, der ziemlich rasch über das gelbe Wasser dahinfuhr. Der Wind füllte das braunrothe Segel und trieb das Schiff eilig nach Hamburg zu.

„Ich will einmal hinüberfliegen und es mir ansehen,“ sagte die Krähe, die zuerst gesprochen hatte.

„Wir auch, kraah, kraah, wir auch,“ schrien die Anderen.

„Jugend muß nicht Alles wissen,“ sagte die alte Krähe, „Ihr werdet noch vor der Zeit grau werden, wenn Ihr so neugierig seid.“

„Ach du lieber Himmel,“ kreischte die junge Krähe, „grau! wie schrecklich! Uebrigens habe ich es nur so gesagt, ich habe gar keine Lust, mir solch' ein gewöhnliches Fischerboot anzusehen.“ Und sie glättete sorgsam ihr Gefieder, während die alte Krähe schwerfällig davonflog.

Mitten über dem trüben Wasser stand sie still in der Luft und schlug mit den Flügeln, bis das Fischerboot unter ihr wegfuhr, dann ließ sie sich auf das Berdeck nieder und lugte umher.

Nicht weit von ihr saß der Fischer am Steuer. Er hatte eine Delsade an, einen dunfelgelben Südwester unter dem Kinn zugebunden und eine kurze Pfeife in dem einen Mundwinkel; aus dem anderen spuckte er von Zeit zu Zeit vor sich hin; ganz ruhig, immer auf dieselbe Stelle. Neben ihm saß sein kleiner Junge; er hatte auch eine gelbe Delsade und einen Südwester und spuckte auch von Zeit zu Zeit, ohne sich zu rühren, ganz ruhig auf dieselbe Stelle.

„Da is'n Areich, Wadder,“ sagte der kleine Junge, ohne sich zu rühren.

„Jag' sie weg,“ sagte der Vater, ohne sich umzusehen.

„Ich hebb keen Steen,“ sagte der kleine Junge und blieb ruhig sitzen.

Dann waren sie Beide still und spuckten, und sahen die Krähe an, die auf dem Berdeck umherhoppfte. Auf einmal knarrte das Steuer, die Krähe erschrak und flog ein Stückchen in die Höhe.

Da sah sie im Wasser etwas nachschleppen, was wie ein großer Kasten aussah und mit Stricken am Boot befestigt war. Darauf ließ sie sich nieder.

„Was das wohl ist,“ dachte sie.

Der Kasten hatte eine Fallthür, die ein wenig in die Höhe gezogen war und mit dem Schloß auf einem senkrecht gestellten Brettchen lag, sodas Luft in den Kasten dringen konnte. Die Krähe hüpfte an den Spalt und sah hinein, aber drinnen war es ganz dunkel. Sie redete den Hals, so lang sie konnte und sah bald mit dem einen, bald mit dem anderen Auge hinein. „Kraaha?“ fragte sie halblaut.

„Klax,“ antwortete es aus dem Dunkeln.

„Aha, es sind Fische darin,“ sagte die Krähe und steckte den Kopf völlig in die Spalte. Als sie ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah sie einen schönen großen Karpfen ganz oben auf dem Wasser in dem Kasten schwimmen und viele andere dabei. Der Kasten war voll davon.

„Wo fahrt Ihr hin?“ fragte die Krähe.

Der Karpfen antwortete nicht, sondern schwamm langsam einmal rund um den Kasten, die anderen hinter ihm her. Als er wieder der Krähe gegenüber angekommen war, stand er still.

„Ich glaube nicht,“ sagte er etwas herablassend, „daß es sich für mich schickt, mich mit einer ganz gewöhnlichen Krähe zu unterhalten; aber wart' einmal: wenn ich es so auffasse, daß Du dazu da bist, mir die Langeweile zu vertreiben, dann sollte es am Ende nicht so unpassend sein.“

„Mir ist's gleich,“ lachte die Krähe, „ich bin nicht empfindlich. Aber sag' mir doch, warum bist Du denn so stolz?“

„Ich bin nicht stolz,“ sagte der Karpfen würdevoll, „ich repräsentire nur. Siehst Du, wir sind nämlich keine gewöhnlichen Karpfen, wir sind die Hamburger Weihnachtskarpfen.“

„Was ist das?“ fragte die Krähe neugierig.

„O, das ist etwas sehr Feines,“ sagte der Karpfen; „ich habe es von dem Fischer gehört, der es seinem Sohne erzählte. Wir kommen nach der Stadt, man reißt sich um uns, und dann werden wir gekocht, — o es muß etwas Köstliches sein, wenn man gekocht wird, denn der Fischer konnte nicht genug davon erzählen. Dann bringt man uns in ein Zimmer, wo ein großes Fest gefeiert wird, — für uns natürlich, obgleich das der Fischer nicht wußte, — und so viele Lichter giebt es da, heller als die Sterne im August, sagte der Fischer.“

„Und dann, —“ sagte die Krähe.

„Und dann, —“ sagte der Karpfen nachdenklich, — „ja, dann weiß ich nicht, was dann kommt. Vielleicht machen sie uns zu Königen, weil sie keinen König haben, die armen Leute! Ja, ja, so wird es sein, obgleich der Fischer nichts davon sagte.“

„Ich möchte wohl das Fest sehen,“ sagte die Krähe.

„O, davon ist keine Rede,“ sagte der Karpfen, „das ist nur für uns Weihnachtskarpfen. Aber ich bin nicht stolz, o durchaus nicht,“ fügte er herablassend hinzu, „ich werde wieder kommen, wenn ich König bin. Dann will ich Dir meine Krone zeigen und Dir von dem Feste erzählen, damit Du auch etwas davon hast, Du Arme!“

„Ich sah noch nie einen Weihnachtskarpfen wiederkommen,“ sagte die Krähe gedankenvoll.

„Weil es ihnen zu wohl gefiel,“ sagte der Karpfen eilig; „aber ich komme wieder, verlaß Dich darauf, ich bin nicht stolz, o nein, ich bin nicht stolz.“ Dabei schwamm er rund um den Fischkasten und schlug mit seinem ausgezackten Schwanzchen das Wasser, daß es leise klatschte.

Die Krähe flog davon und erzählte den Anderen vom Weihnachtskarpfen, und nun warteten sie den ganzen Tag auf der Eide, wann er vorüberkommen würde; aber es dauerte lange. Unterdessen fuhr das Boot ruhig weiter, bis es in Hamburg ankam.

„Jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen, als das Boot stillstand. Aber es kam nur der Fischer mit seinem Jungen. Sie fuhren ziemlich unansehnlich mit Käschern in den Kasten und warfen die Fische in große Körbe.

„Ah, ah,“ stöhnte der Karpfen, „sehr scharfe Luft hier draußen, aber man muß sich gewöhnen,“ und er schnappte mit Mund und Kiemen.



„Aber jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen und schmeckte ein wenig in dem Korb in die Höhe, weil er ein helles Licht auf die Straße fallen sah.

Aber es war nur eine große Diele, auf der eine Waagschale stand, dort setzte der Fischer seine Körbe hin, schrie Etwas mit gellender Stimme, und es dauerte nicht lange, so kamen lauter niedliche Dienstmädchen mit hellen Kleidern und weißen Häubchen, die thaten ihre großen Körbe auf, und mit Lachen und Schwaßen ließen sie sich von dem Fischer einen oder mehrere Karpfen hineinlegen.

„Ach, ach,“ seufzte der Karpfen, „wenn es nun nicht bald kommt, dann erlebe ich es nicht mehr, das herrliche Fest, die Luft ist doch gar zu scharf.“

Da packte ihn der Fischer und warf ihn in einen Korb, wo schon mehrere darin lagen, und das Dienstmädchen trug ihn fort. Wie lange, das wußte der Karpfen nicht, denn sein Athem ging immer schwerer, und zuletzt lag er ganz still im Korb und rätherte sich nicht.

Als er nach einer langen, langen Zeit wieder zu sich kam, athmete er ganz leicht; er blickte um sich — ja, was war denn das?

„Das Fest, das Fest,“ jauchzte er und schlug mit den Flossen. Da fühlte er, daß er im Wasser war. Es war freilich nur eine kleine Schüssel, aber es war doch Wasser, und der Karpfen bewegte sich darin, daß es plätscherte.

„Du mußt nicht plätschern,“ sagte eine Stimme, und ein kleines Mädchen stand neben dem Karpfen. „Die Mama hat mir erlaubt, daß ich Dich auf meinen Weihnachtstisch stelle, weil Du so blank und niedlich bist, aber wenn Du plätscherst, dann muß ich Dich hinunter thun.“

Da lag der Karpfen ganz still und schaute.

Er war in einem großen Zimmer, das strahlte voller Lichter, viel, viel heller, als die Sterne im August; in einer Ecke stand eine Tanne voller brennender Kerzen, und die Kerzen und Lichter spiegelten sich in großen Stücken Eis an der Wand, — der Karpfen meinte, die Spiegel seien Eis, — sobald es immer mehr Lichter wurden; und in der Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch voll duftender, nidender Blumen, während doch draußen der Wintersturm tobte, und an dem Tische saßen lauter gepuzte Menschen, und die Damen hatten funkelnde Thantropfen im Haar und an der Brust, — o wie war das schön!

„Das ist das Fest, — mein Fest,“ sagte der Karpfen. Aber er wunderte sich, daß Niemand nach ihm hinsah; denn auch das kleine Mädchen hatte ihn vergessen, während sie unter einander schwätzten und lachten.

Auf einmal gab es einen feinen, klingenden Ton, wie von einem Glöckchen, und dann stand ein alter Herr auf und sprach ganz allein eine ganze Weile, und die Anderen hörten zu und sahen ihn an.

„Jetzt werden sie mich zum König machen,“ dachte der Karpfen, und schwamm an den Rand der Schüssel. Aber der alte Herr sagte nichts vom Karpfen, sondern allerlei ganz unwichtige Sachen (nach des Fisches Meinung), und als er fertig war, wischten sich ein paar alte Damen die Augen, und ein junger Mann drückte einem jungen Mädchen die Hand, und dann standen sie Alle auf und machten ein großes Gelächter mit feinen Blumenkelchen, die sie in den Händen hatten, und dann tranken sie den Saft aus den Blumenkelchen, aber Keiner jagte etwas vom König. Als sie Alle wieder saßen, war es einen Augenblick ganz still. Auf einmal sprangen die Kinder auf und schrien:

„Die Karpfen, die Weihnachtskarpfen!“

„Jetzt kommt es,“ sagte der Karpfen und redete sich, um besser zu sehen. Da kam es wirklich, aber es sah gar nicht lustig aus. Zwei schwarze Männer in schwarzen Kleidern mit feierlichen Gesichtern brachten ein paar große Schüsseln herein, auf denen lagen lauter Karpfen, aber sie rätherten sich nicht.

„Wie gut sie gekocht sind,“ sagten die Menschen und schauend sah der arme Karpfen, wie sie mit großen silbernen Schaufeln einander die Weihnachtskarpfen zuhielten. Und sie konnten noch dazu lachen, während sie die armen Fische verpeisten! O, was für schreckliche Geschöpfe sind die Menschen, dachte der Karpfen, und fant auf den Grund der Schüssel; er wollte nichts mehr sehen. Auf einmal stand das kleine Mädchen neben ihm, sie war leise vom Tische aufgestanden.

„Mir ist etwas eingefallen,“ sagte sie leise. „Ich habe heute soviel Freude gehabt, ich will Dir auch eine machen.“ Und sie nahm die Schüssel vom Tisch und ging aus der Thür über die große Bordiele, an der der Kanal vorüberfloß.

„Leb' wohl,“ sagte sie zu dem Karpfen, leb' wohl und erzähle Deinen Kameraden vom Weihnachtsbaum!“ Dabei schüttelte sie die Schüssel mit dem Karpfen in's Wasser. Einen Augenblick fiel ein breiter Lichtstrahl auf den Weihnachtskarpfen, dann schloß sie die Thür, und er war im Dunkeln.

„Das ist also der Menschen Weihnachtstisch,“ sagte der Karpfen und schwamm langsam durch die Kanäle der Elbe zu.

Es war ganz dunkel rings umher; die Krähen hatten so lange gewartet, nun waren sie eingeschlafen. Die kleinen und die großen Fische hatten die Köpfe in den Sand gesteckt und schliefen. Mitten auf dem Wasser aber segelte langsam der Fischer, der die Weihnachtskarpfen gebracht hatte, denn er wollte am ersten Feiertage zu Hause sein.

Er lehnte schlaftrunken am Steuer und sah in's Wasser, über dem der Schein seiner Laterne tanzte. Auf einmal tauchte der Kopf des Weihnachtskarpfens in dem Lichtkreis auf und nickte ihm zu.

„Da bist Du ja,“ sagte der Karpfen.

„Da bin ich wol,“ sagte der Fischer nickend, „aber wo kommst Du her?“

„Ich bin der Weihnachtskarpfen und bin wedder in de Elbe kamen,“ sagte der Karpfen.

„Wo is dat möglich,“ sagte der Fischer und blickte starr in den Lichtschein, in dem lauter kleine Kreise durch einander liefen. — Da erzählte ihm der Karpfen die ganze Geschichte, und der Fischer nickte mit dem Kopfe und hörte ihm zu.

„Adjös vol,“ sagte der Karpfen, als er fertig war und klatsch — tauchte er unter.

Der Fischer fuhr auf und rief die Augen.

„Was man allens träumt in de Weihnachtstnacht,“ sagte er.

„Wo sall nu de Karpfen in't Water vorig kamen, und mi dat süßest vertellen. — Je ja, je ja!“

Aber am anderen Morgen erzählte er es seinem Jungen. Und als der groß war, erzählte er es wieder seinem Jungen, — und so immer weiter, bis auf unsere Tage: wie der Weihnachtskarpfen wieder in die Elbe kam und es dem Fischer selber erzählte.

Nachdruck verboten.

### Ein Menu.

Von Balduin Grollier.



otago Savigné,“ sagte Baron Raimund erklärend zu seiner Tischnachbarin, der blonden Gräfin Zlona, weil er als ihr Cavalier die Verpflichtung fühlte, doch etwas zu sagen.

„Ich danke,“ erwiderte sie. „Erledigen Sie gefälligst, was Sie an unabweislichen Pflicht-Exemplaren von Bemerkungen noch auf dem Herzen haben, gleich in einem Zuge; denn ich möchte ein geschiedenes Wort mit Ihnen reden. Also, — es ist ziemlich heiß, und sechzig Personen bei einer Tafel ist ein bißchen viel. Fehlt noch etwas?“

„Ich glaube, es ist so ziemlich Alles. Für den äußersten Nothfall hatte ich übrigens auch noch besondere Reservirten: die Gemeinderathswahlen und die deutsche Colonial-Politik.“

„Und wenn ich auch dann noch nicht bezaubert sein würde —?“

„Dann ist Ihnen einfach nicht zu helfen.“

„Sagen Sie aufrichtig, lieber Freund; ist Ihnen noch nichts aufgefallen?“

„Sie meinen?“

„Der große Diplomat will mich an sich herankommen lassen! Wie Sie vorsichtig sind, mein Lieber! Sie haben also gar nichts bemerkt?“

„Nicht daß ich wüßte . . .“

„Und doch muß es der ganzen Welt schon aufgefallen sein, daß man uns zwei, Sie und mich, so zusammen —, so helfen Sie mir doch!“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Frau Gräfin.“

„Daß man uns gegenseitig — einander — anhängen möchte.“

„Ah?“

„Das Erkennen war ganz gut gegeben, — mein Compliment! Also Sie hatten nichts bemerkt, Sie Diplomat. So oft wir irgend wo in Gesellschaft erscheinen, werden Sie mir als Ritter zugetheilt. Wenn fiel heute die ehrenvolle Aufgabe zu, mir den Arm zu reichen, um mich zu Tische zu führen? Wenn am letzten Dienstag bei Herberstein's, am Sonntag bei der Teika Somoghi? Und abgesehen von Allem, sollte Ihnen wirklich entgangen sein, was die Fürstin Tini Alles treibt, um uns zwei, — gerade heraus, — um uns mit einander zu verheirathen!“

„Saumon saucé crevettes, Frau Gräfin.“

„Reinewegen. Man ist so freundlich, uns für ein schönes Paar zu halten. — Sie brauchen sich nicht zu verbeugen, sonst muß ich's auch thun, — unsere Besitzungen ließen sich vortreflich arrondiren. Ich bin Witwe, Sie allerdings noch Junggefelte, aber doch schon etwas überspielt, so zwischen dreißig und vierzig, — nicht wahr?“

„Stark dazwischen!“

„Außerdem sind Sie so ernst, so geistig, so furchtbar vernünftig, eigentlich schon zu vernünftig für eine unserer Comtesses. — Sehen Sie nur, wie die Baronin Steinbauer den Fisch mit dem Messer mißhandelt. Keine Erziehung!“

„Man sollte in der That beim Fischessen überhaupt kein Messer in die Hand nehmen.“

„Beruhigen Sie sich, bewegt Gemüth; das ist mir ganz egal, und sollte man auch Forellen mit Heugabeln essen wollen. Ich habe jene Bemerkung nur gemacht, weil mein Nachbar zur Rechten, der General Gätz, begonnen hatte, sich für unser Gespräch zu interessieren. — Also es würde allerseits als eine äußerst passende Partie betrachtet werden, wenn —“

„Timbal de riz de veau rögénoo, Frau Gräfin.“

„Sie werden mir mit Ihrer Menu-Weisheit zu Hause bleiben, wenn ich von unieren süßen Herzens-Angelegenheiten spreche. Wie der Arme jetzt dasitzt, — der reine Dulder, einen Schritt vor der Schlachtbank, — es ist empörend!“

„Frau Gräfin, ich weiß nicht, wie die Dulder vor den Schlachtbänken zu sitzen pflegen, aber ich fühle, daß Sie mir schweres Unrecht thun.“

„Das thut nichts, ich verzeihe Ihnen.“

„Das ist eine bedeutende Leistung; denn wir verzeihen Jenen am allerleichtesten, denen wir selbst Unrecht gethan haben.“

„Sehen Sie! Das weiß ich übrigens, und weil ich mich nicht mit Kleinigkeiten abgebe, habe ich für mich das Schwerste gewählt. — Also fürchten Sie sich nicht länger, armes Schlachtopfer; ich wollte Ihnen nur sagen, daß, so weit meine Person hier in Betracht kommt, ich auf Sie nicht reflectire.“

„Ah!“

„Dieser Augenausschlag schmerzlichen Bedauerns war auch nicht schlecht. Sie thaten, was Sie konnten; aber Sie können eben nicht Alles. Hinter den Wollen des Bedauerns blühte ein Strahl der Freude auf, der eigentlich noch impertinenter war, als Ihre unzeitgemäße Menu-Beründigung.“

„Frau Gräfin —“

„Legen Sie nicht die Hand auf's Herz, und bethauern Sie mir nichts! Sie haben sich gefreut, Sie haben sich riesig gefreut.“

„Ich schwöre Ihnen —“

„Machen Sie nicht so ein erschrockenes Gesicht. Ich war es, ich habe Sie auf den Fuß getreten, weil Ihre Nachbarin zur Linken auf Ihre Verheuerungen neugierig geworden zu sein schien. Jetzt sagen Sie mir aber, ob sie wenigstens schon ist, wie sie heißt und wo sie wohnt.“

„Filet de boeuf à la broche saucé marsala, Frau Gräfin; darf ich behüßlich sein?“

„Jetzt war es etwas Anderes; jetzt nehme ich's Ihnen nicht übel. Sie können mich doch nicht wirklich auf den Fuß treten, da haben Sie's wenigstens symbolisch gethan. Der General Gätz braucht in der That unsere Geheimnisse nicht zu erfahren. Ich werde gleich noch etwas für die Gallerie hinlegen, daß die Leute nicht gar so neugierig werden. Passen Sie nur auf, wie sie aufhören werden, herzuhorchen und wie sie enttäuscht sein werden. Also: Was sagen Sie eigentlich zum deutschen Sprachverein? Wenn der von unserem Menu Kenntniß erhält! — Nun, rasch, antworten Sie auf meine Fragen!“

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Gräfin.“

„Thun Sie nicht so! Ob sie schön ist, habe ich gefragt.“

„Ja.“

„Na, Gott sei Dank; ich wäre sonst irre geworden an der Menschheit. Mißverstehen Sie mich nicht. Nicht, daß sie schön ist, beruhigt mich, sondern daß Sie überhaupt verliebt sind.“

„Gräfin, Sie bringen mich in Verlegenheit!“

„Wie es erdöthet, das holde Kind! Sie waren mir immer furchtbar interessant, Baron Raimund. Nur keine neuerlichen Besorgnisse, — ich hätte Sie unter allen Umständen nicht geheirathet! — Warum reden Sie denn nichts?“

„Mir ver schlägt's die Red'!“

„Das verstehe ich nicht. Jetzt muß es doch gar leicht sein, mir den Hof zu machen, — da nichts zu befürchten ist. Sehen Sie, wie leicht ich Ihnen hostiere; ich sage Ihnen ruhig, daß Sie mir immer schrecklich interessant waren.“

„Sie belieben zu scherzen.“

„Ich scherze nie! Da haben Sie ein großes Wort. Ich sage Ihnen auch, warum?“

„— Sie nie scherzen?“

„Unfinn. Sie werden doch mir nicht Alles glauben wollen! Nein, — warum Sie uns immer so ein Meerwunder waren.“

„Du lieber Gott! Sprechen wir nicht davon.“

„Doch, doch! Gerade davon wollen wir sprechen. Schenken Sie mir ein Glas Wein ein und sagen Sie rasch 'was Dummes; die kleine Biebrich schaut her!“

„Das Schwerste in der Kunst sind doch die Schlag Schatten!“

„Ausgezeichnet dumm, monumental! Sie schaut auch schon wieder weg. Sie hat genug an der Probe.“

„Ich danke für die gütige Anerkennung, sie erhebt mich! Ich darf also hoffen, wenn es auf die Dummheit ankommt, ganze Generationen in die Flucht schlagen zu können.“

„Nicht ausbiegen! Bleiben wir bei der Stange. Wenn ich Ihnen schon mit großherziger Offenheit sage, daß ich Sie nicht zum Manne haben möchte, nicht um ein Schloß, so will ich Ihnen doch auch sagen, warum Sie mir und so vielen anderen Damen immer so interessant waren.“

„Man muß edelmüthig sein. Man legt ein Pflaster auf die Wunde, die man geschlagen.“

„Sehr richtig; so ist es. Sie gelten für äußerst ernst, geistig, ungläublich gut rangirt, für sehr sittlich und —“

„Hören Sie auf, Gräfin! Sie irren, so etwas hat noch nie einen Menschen interessant gemacht.“

„Ausreden lassen; und dann: Ich irre nie! Wieder ein großes Wort, — Sie können sich meine großen Worte notiren; es wäre Schade, wenn Sie spurlos verschwinden sollten. Nein, durch seine Tugend hat sich ein Mann bei uns Frauen noch nie interessant gemacht, wohl aber durch seine Unbegreiflichkeit. Man kennt nicht den kleinsten Standal von Ihnen. Ja, geehrter Herr, was heißt das? Sie sind über die Dreißig, Sie sind kein Denscher, ich weiß es, — man darf Erklärungen von Ihnen fordern. Mit welchem Rechte nehmen Sie sich heraus, der Welt solche Räthsel aufzugeben?“

„Gestatten Sie ein Plagiat: bin ich der Sonmenthal, daß ich lieben muß?“

„Der Sonmenthal sind Sie nicht, aber doch ein Schauspieler, der seine Sache sehr gut macht. Das ist Alles Unfinn, was die Anderen sagen: Er hat kein Herz, — er ist ein Weiberfeind. Unfinn, Unfinn! Solche Exemplare kommen nur in Büchern vor und auch da nicht in guten. Den Mann möchte ich sehen, der sich von einer Frau, sofern diese nur keine Vogelscheuche ist, nicht um den Finger wideln lassen würde, wenn sie will. Sie wissen: ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will. Das ist eine ewige Wahrheit.“

„Jawohl, sagt Schiller.“

„Und wenn es Schiller auch nicht sagt, richtig ist es doch. Die Biebrich sieht schon wieder her.“

„Ecrivisses bordelaise!“

„Schon gut. Nein, — jetzt wieder der General!“

„Befehlen Sie ein Glas Muscat Lamel oder Haute Sauterne?“

„Ich ziehe den Szamorodnor vor. Hört er noch?“

„Nein.“

„Darum habe ich denn auch an den ganzen Unfinn nie geglaubt; darum habe ich mir gesagt, der Mann ist versorgt, und darum habe ich endlich, — Sie entschuldigen schon, — den Stier gleich bei den Hörnern gepackt und getragt, ob sie schön ist und wie sie heißt. Oder sind Sie wirklich ein Heiliger?“

„Ich bin ein armer, sündiger Mensch!“

„So fängt die Beichte an, also beichten Sie weiter!“

„Ich muß es; schon um mich zu rechtfertigen, daß ich mir nicht sofort hier im Saale eine Kugel vor den Kopf geschossen habe, nachdem Sie mir einen Korb gegeben.“

„Sie geben der Sache eine ritterliche Wendung, auf welche ich gar nicht reflectire, — ich bin nicht trostbedürftig. Doch weiter; also schön ist sie, — warum das tiefe Geheimniß?“

„Es ist eine Gouvernante.“

„Eine Gouvernante!“

„Daß sie es noch ist, mag Ihnen ein Beweis sein dafür, wie sehr hoch ich sie schätze. Denn meine Mittel würden mir ja erlauben, ihr eine Wohnung zu nehmen u. s. w.“

„Und Sie werden sie heirathen?“

„Gewiß; in vier Wochen.“

„So eine Freude hat mir noch nie ein Mensch gemacht. Fonds d'artichauts au volonte de volaille, — jetzt liefere ich die Menu-Weisheit, — die Biebrich hat wieder herhorchen müssen! Ich könnte Ihnen um den Hals fallen, wenn wir nicht so viele Generale und Biebrich's da hätten! Sie sind ja mein Wohltäter!“

„Vorläufig bin ich nur etwas confus im Kopfe, und wenn ich ein dummes Gesicht machen sollte, bitte ich, es mir nicht zur Last zu legen.“

„Sie helfen mir aus einer ungeheuren Verlegenheit. Ich werde nämlich den Erzieher meines Sohnes, Ihren Studien-genossen, den Dr. Merker, heirathen.“

„Ah!“

„Ja wohl! Jetzt geht es auch viel leichter. Wir haben nun zwei Skandale auf einmal; beide werden sich gegenseitig abwächen oder erdrücken. Unsere Trauungen müssen nothwendig an ein und demselben Tage in der Botivkirche abgehalten werden. Die Welt wird nicht wissen, über wen von uns Beiden sie sich mehr skandalisiren soll, und das wird uns von Vortheil sein. An demselben Tage, hören Sie! Das freundschaftliche Uebereinkommen muß recht augenfällig sein, sonst meint man am Ende noch, ich sei die von Ihnen verlassene Ariadne. — Jetzt reden Sie aber endlich mit der Biebrich, sonst kriegt sie noch einen schiefen Hals! . . .“

Raimund wendet sich zur Baronin Biebrich:

„Mousse meringuée?“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Am Weihnachtsmorgen. Von G. Rod. Siehe das Bild, Seite 217. — Es giebt doch nichts Lieblicheres, als so ein schlafendes Herzenbüßchen! Der Weihnachtsmann hat sich am Abend vorher





Hans und Wanda Bartels.

eingefunden und unter anderen Verleichen auch das Pferd und die Drehel mitgebracht. Er hat gejauchzt und gelacht, der kleine Kerl, geschmaust und getollt, bis endlich die Müdigkeit ihn überwältigte. Mitten in Lust und Spiel ist ihm der Schlaf gekommen und hat ihn unmerklich sanft in das goldene Reich der Träume hinübergeliehet. Mag er ebenso froh erwachen, wie er eingeschlafen ist.

**Hans und Wanda Bartels.** Siehe die obigen Portraits. — Das stattliche junge Paar, das wir heute im Bilde unserer Leserinnen vorstellen, ist ihnen dem Namen nach seit Jahren bekannt. In dem Preis-Ausschreiben der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ für die beste Zeichnung im Jahre 1886 errang Hans Bartels den zweiten Preis, und seit dieser Zeit hat unser Blatt zahlreiche reizende Illustrationen seines genial schaffenden Stiffes gebracht, die meistens von seiner Gattin in anmuthiger Weise teglich begleitet wurden. Johann Nicolaus Heinrich von Bartels, — das schlichter klingende „Hans Bartels“ ist der Name, den er auf seinen Bildern führt, — wurde am Weihnachtstage 1856 zu Hamburg geboren. Sein Vater, der in russischem Staatsdienste thätig gewesen, starb früh, und so mußte die Mutter allein die Erziehung des lebhaften Knaben leiten. Kaum siebzehnjährig, wurde er dem bekannten Marine-Maler Rudolf Hardorf anvertraut, der das hervorragende Talent des Jünglings für die Malerei gemeinsam mit dessen Freunde Carl Dettler, erfolgreich ausbildete. 1876 siedelte Bartels nach Düsseldorf über, unternahm 1879 und 80 eine Studienreise nach Italien und kehrte dann nach kurzem Aufenthalt in Berlin nach Hamburg zurück. Nach seiner Verheirathung, 1882, zog er nach München, wo er noch gegenwärtig in glücklichster Häuslichkeit lebt. In Paris und Berlin wurden seine Bilder durch Medaillen ausgezeichnet. Obwohl Bartels auch in der Delmalerei Treffliches leistet, hat er dieselbe doch völlig von seinem Schaffen ausgeschlossen, um seine ganze Kraft der Aquarell-Malerei zu widmen, als deren hervorragendsten Vertreter seit Eduard Hildebrandt man ihn mit ehlichem Gewissen bezeichnen kann. Nicht nur als treue Gattin und tüchtige Hausfrau, sondern auch als mitthaffende Genossin steht ihm seine reizende, goldblonde Frau zur Seite. Die gemüthvoll und sinnig sie zu fabuliren und zu erzählen versteht, wissen unsere Leserinnen am besten. Ihrer ersten größeren Erzählung „Zwischen der Reife“ folgte bald eine ganze Anzahl von Märchen und Novellen, die zum Theil, — wie die köstliche Nügener Geschichte „Der Schatz von Hiddensee“, — mit charakteristischen Zeichnungen von der Hand ihres Gatten geschmückt, in unserem Blatte erschienen. Eine kleine Serie holländischer Stimmungsbilder von Wanda Bartels, die eine erquickende Frische der Auffassung und eine frappirende Beobachtungsgabe als Gebräuge tragen, soll demnächst in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ veröffentlicht werden und wird sicherlich unserer Leserinnen Freude erregen.

**Futterplatz für Vögel.** Siehe die Abbildung hierneben. — Zu unserem Artikel: Samariterdienst im Walde (siehe unter „Verschiedenes“ in der vorigen Unterhaltungs-Nummer), bringen wir nachträglich noch eine Abbildung, aus welcher sich die Anlegung eines Futterplatzes mit Leichtigkeit ergibt. Die betreffenden Maße sind an entspre-

plötzlich kam ein Umschlag. Er vertrocknete sich schon vor jedem Besuche, der in's Haus kam. Abends sträubte er sich, allein in seiner dunklen Stube einzuschlafen, was ihm bis dahin das natürlichste Bedürfnis gewesen war. Nachts fing er an, laut weinend aus dem Schlafe aufzusprechen, und war oft sehr schwer wieder zu beruhigen. Ich war trostlos und zerbrach mir den Kopf, was ihn auf einmal angewandelt haben könne. Da, als ich wieder einmal nach so jähen Aufschreien bemüht war, ihn einzuschlafen, wollte er sich durchaus nicht zufrieden geben. „Der Wolf, der Wolf,“ jammerte er, „der Wolf ist unter'm Bette!“ Nun wußt' ich's. Ich nahm das Kindermädchen scharf in's Verhör, ob sie meinem strengen Verbote, das Kind irgendwie fürchten zu machen, zuwider gehandelt. Weinend versicherte sie sich, an der Aufregung des Kindes unschuldig zu sein. „Also wer hat dem Kinde die Furcht vor dem Wolfe beigebracht?“ Da stellte sich denn heraus, daß bei seinen Besuchen bei Tante Rosa, in deren Hause er seit einiger Zeit so oft und so gern die eine oder die andere Stunde des Tages verbrachte, ein Kindermädchenbuch mit bunten Bildern den Haupt-Anziehungspunkt bildete. Tante Rosa mußte ihm immer auf's Neue die farbigen Bilder erklären, und so erzählte sie ihm die Märchen vom Rothläppchen, vom kleinen Däumling und dem graufigen Menschenfresser, von Hans und Grete und der bösen Hexe im Pfefferkuchen-Häuschen. Das kam dem Kleinen mit seiner lebhaften Kinderphantasie nicht mehr aus dem Sinne. Der grimmige Wolf, der das arme Rothläppchen gleich ihrer Großmutter aufgefressen, verfolgte ihn im Wachen und im Schlafe. Wir hatten unsere liebe Roth, ihm Furcht und Schrecken wieder auszusprechen. Wer weiß, ob es uns bis heute gelungen wäre, wenn wir ihm nicht im zoologischen Garten den Wolf hinter Schloß und Riegel gezeigt hätten. Nun weiß unser Bubi, daß der grimmige Geselle nicht durch seine starken eisernen Gitter brechen, mithin auch weder eine Großmutter noch ein Rothläppchen mehr auffressen und ebensowenig ihm selbst ein Leid antun kann. Die Thränen, die er über das arme Rothläppchen vergoß, so oft er an ihr schauerliches Ende dachte, wurden dadurch gestillt, daß wir ihm nachträglich den bekannten, aber von der kühl vernünftigen Tante Rosa als zu unnatürlich verschwiegene Schluß erzählten, wie der Jäger dem Wolfe das Rothläppchen abjagt und es aus dem Bauche des Ungethüms gesund und munter wieder zum Vorschein bringt. Ja, gute Tante Rosa, die Du selbst nie ein Kind befehen, wie wenig verstehst Du Dich auf das kindliche Gemüth und den tiefen ethischen Sinn, der in solchen verblüffenden Schlußwendungen so vieler Volksmärchen und Volkslieder liegt! Was wäre das komisch wehmüthige Lied von dem Ruckel, der auf dem Baume saß und von dem Jägermann niedergeschossen wurde, und jenes geistesverwandte von den beiden Hasen, die zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal saßen und das grüne, grüne Gras abgrasen, um dabei ebenfalls von dem bösen Jägermann überfallen zu werden, wenn nicht in dem einen Liebe der arme Ruckel mit dem beginnenden Frühling wieder lebendig würde und in dem anderen die beiden Hasen sich nicht befänden, daß sie doch noch Leben, Leben hatten und lustig von dannen liefen! Die Kinderseele des Volkes, die vor tragischen Ausgängen jurüd-

schredt, hat diese verführerischen Wendungen geschaffen und damit die Kleinen lieblich auch für unsere Kleinen genießbar gemacht. Mit den Märchen hat es trotz alledem seine eigene Bewandniß und war eine recht bedenkliche. Kommen auch die wunderbaren Fügungen, die am Schlusse alles Schauerliche wieder ausgleichen und gewissermaßen ungeschehen zu machen suchen, dem kindlichen Gemüthe entgegen, in dem man nichts erregter hegen und pflegen sollte, als eben sein schönes natürliches Mitleid, so führt es doch vorher die Kleinen Seelen durch alle Schauer des Schrecklichen hindurch. So oft Ihr dem eifrigen Kleinen Zuhörer ein solches Märchen wiederholt, zittert und bebzt die kindliche Seele auf's Neue um seine Liebliche, so gut sie auch wissen mag, daß sie schließlich doch aus all' ihren Fährden und Nothen glücklich erlöst werden. Ihr braucht sie nur anzusehen, die großen klaren Augen, die mit solcher Spannung auf Eure Lippen gerichtet sind, und immer größer, immer angstvoller fragend werden, die Wangen, die von Minute zu Minute feberhafter erglühen, die rosen Lippen, die sich öffnen, um dem heißen, hastigen Athem freien Ausgang zu schaffen, und Ihr werdet erkennen, welche Umwälzungen Ihr in den Kleinen Seelen hervorruft, welche leidenschaftliche Erregungen Ihr weckt, welche schwer bedenklichen Reime zu krankhafter Nervosität Ihr so früh in die ungewappneten Seelen pflanzt! Je ungestümer die Kleinen nach solcher für sie ungefundener Geistesnahrung verlangen, sobald sie erst einmal vorgeschmeckt worden, um so ängstlicher solltet Ihr Euch hüten, ihnen das süße Gift zu verabreichen. Reizt Ihr Euch doch sorglich in Acht, ihnen nicht den Geschmack an starken geistigen Getränken, an scharfen und hitzigen Gewürzen beizubringen, nach denen sie ohne Zweifel ebenso lebhaftes Vergehren an den Tag legen würden, wenn Ihr sie erst einmal auf diese Fährten gelenkt hättet! Liegt Euch ihr geistiges Wohl und Wehe um so viel weniger am Herzen, als ihr leibliches? Gewiß nicht; wohl aber liegt die Gefahr nahe, daß man das geistige Befinden weit weniger beachtet, weil sich seine Störungen nicht durch Brechruhr oder gastrisches Fieber äußern. Mehr im Vordergrund vor sich gehend, sind sie nur um so bedenklicher. Wie die einfachste und reizloseste Nahrung für die kindliche Verdauung, so sind die schlichtesten und ruhigsten Geschichten für den kindlichen Geist die besten und angemessensten. Mit frühlicher Andacht wird ihnen Euer Kleines lauschen, so lange Ihr ihm nicht die Lust daran durch das ihm minder Zutragliche verborben habt. Wenn Euch also das gesunde geistige Gedeihen Eures Kindes lieb ist, so macht es ähnlich, wie ich es im vorliegenden Falle gethan habe. Unterhaltet Euren Liebling mit einfachen, natürlichen Kindergeschichten, wie Ihr sie leicht selbst jeden Augenblick erfinden könnt, und giebt es in Eurer Kreise eine Tante Rosa oder sonst Jemand, der die junge Seele mit unbefüchteter Kost füttern möchte, so legt dagegen, kraft Eurer mütterlichen Autorität, die allernehmlichste Verwahrung ein. Amalie Baid.

### für's Haus.

Nachdruck verboten.

**Vom Märchen-erzählen.** — Unser Bubi ist der reizendste kleine Kerl von der Welt; abgesehen natürlich von dem Jhrigen, verehrte Leserin, sofern Sie selbst glückliche Mutter eines hoffnungsvollen jungen Sprossen sind! Bis vor nicht langer Zeit war unser Bubi auch der leckste, unerschrockenste kleine Held. Offen und furchtlos sah er Jedermann munter lachend in's Gesicht. Der gewaltigste schwarze Vollbart, die buschigsten Brauen verblüfften ihn so wenig, wie die schärfste Adernase der kritischsten unter den alten Tanten. Da



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

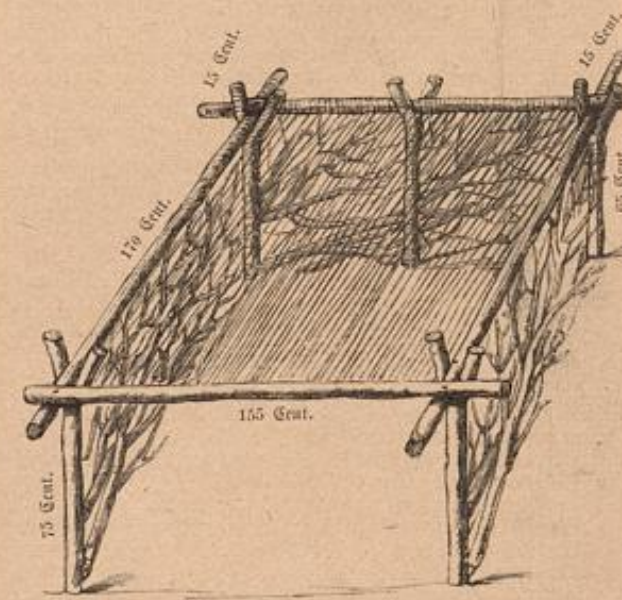
### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Erziehungs-Anstalt (192).** — Es giebt in Wien außer der Ihnen bekannten Industrie-Schule nur noch das staatliche Institut für Kunststickerei unter Leitung der Frau Bach. Eine Anstalt, ähnlich der von Göpenick bei Berlin, existirt nicht. Frau E. R.

**Leinöl-Flecke (216).** — Die Flecke werden mit Butter eingerieben und nach mehreren Stunden, wenn die betreffenden Stellen völlig durchgezogen sind, in heißem Wasser mit Schmirgel oder Kohlenpulver gewaschen. Dann wirt man das Wäschestück in den Kessel, läßt es aufkochen und behandelt es in gewohnter Weise. Vorzüglich zur Beseitigung derartiger und ähnlicher, — etwa Oelfarben-Flecke, — sind sogenannte Fleckkugeln, die man aus 65 Gr. geschabter weißer Seife, 12 Gr. Pottasche und 8 Gr. Spicfal bereitet. Man wäscht die Flecke hier zunächst in warmem Wasser an, reibt sie dann mit den erwähnten Kugeln ein, wäscht nach und spült in reinem Wasser. Frau v. B. in Wien.

**Flecke auf Kupfer (216).** — Wenn das kupferne Bassin einer Hängelampe durch Abreiben mit Puzpulver schwarze Flecke bekam, so ist dies ein Beweis, daß dasselbe eben nicht aus dem angegebenen Metalle bestand, sondern nur mit einem galvanischen Ueberzuge versehen war, der nun zerstört worden ist. Es bleibt lediglich ein neues Galvanisiren des Gegenstandes übrig.



Gerüst für einen Vogelfutterplatz im Winter.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, das Inhalts-Verzeichniß des Jahrganges, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.